Andere Zeiten

andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Dritter Band.

Pest,
Druckerei des „Athenäum".
1869.
Berlin. Verlag von Otto Janke.

Dritter Band.

Wessen war der Ring?

Wenn Seraphine, als sie zu Hause, im weichen Bette liegend, von Aerzten umgeben, zum Bewußtsein erwachte, genug Seelenkraft besessen hätte, einen furchtbaren Gedanken, welcher ihr ganzes Wesen durchdrang, nicht zu verheimlichen; wenn sie davor nicht zurückgeschreckt wäre, mit kaltem Blute zu untersuchen, ob das, was sie gesehen und erfahren, Wahrheit oder Irrthum sei; wenn sie nicht jene peinliche Ahnung verschwiegen hätte, welche ihr die Ruhe ihrer Nächte raubte und ihre Nerven fieberhaft erzittern machte, so wäre sie den unsäglichen Schmerzen entgangen, welche sie später zu erdulden hatte.

Wenn Seraphine nicht zurückgeschreckt wäre, einem Phantom in die Augen zu sehen, welches sich gleich einem wahnsinnigen Riesen in ihrer Phantasie aufrichtete, so wäre sie von vielen bösen

Träumen verschont geblieben; denn es gibt verfolgende Gedanken, die man während des Tages bannen kann, die aber, wenn für andere Glückliche die Nachtruhe eintritt, aus ihrem Versteck hervorkriechen und ihre systemlose Peinigung beginnen. Die Seele vermag sich vor ihnen nicht in das glückliche Reich der Träume zu retten, denn sie folgen auch dorthin.

Wenn Seraphine nur mit einem Worte der Ursache, weßhalb sie den Schreckensschrei ausgestoßen und ohnmächtig zusammengesunken war, gegen Jemanden Erwähnung gethan hätte; oder wenn sie, als sie an das verhängnißvolle Fenster trat, die Frage gestellt hätte: wer es eigentlich sei, an dessen Finger sie Robert's Ring erblickte — so hätte sie ungefähr folgende Geschichte erfahren:

Pußtafi stieß an dem Tage, wo er aus dem Sumpfe entkam und sich über das Gebirge retten wollte, auf eine Abtheilung Grenzer, welche ihn gefangen nahm und nach Arad eskortirte.

Er kannte die Festung gut; er war bei der ersten Uebergabe derselben gewesen.

Das Lokale, in welches man ihn gesperrt, war von den Ungarn als Speckkammer benützt worden; später machte man eine Kanzlei daraus; die zerknitterten Papierstücke und Streifen lagen jetzt noch in den Ecken umher.

Rund an der Mauer am Rande des Fuß=

bodens, gähnten verschiedene Löcher, deren Nothwendigkeit zwar nie konstatirt worden, die aber an solchen Orten üblich sind, um für die Ratten als Aus- und Eingang zu dienen.

In der Epoche des Speckes hatten es die Ratten freilich gut; im papierenen Zeitalter aber umso schlimmer.

Das Lokale hatte kein Fenster, blos eine kleine Oeffnung über der Thüre, durch welche ein mattes Licht von dem dunklen Korridor drang.

Die Möblirung bestand aus einem Tische, einem Feldbette und einem Stuhl. Sonst gab es an Utensilien noch einen Krug und einen blechernen Leuchter, in welchem eine Unschlittkerze stak.

Pußtafi, welcher den ganzen Marsch zu Fuß gemacht und obendrein noch etwas an den Füßen zu schleppen hatte, was man damals derlei Rebellen anzulegen pflegte, war sehr ermüdet und warf sich auf das Bett.

Doch kaum hatte er sich einige Minuten Ruhe gegönnt, als eine alte Ratte erschien und mit eifriger Kunstfertigkeit die Sohlen seiner Schuhe herabzutrennen begann; auch andere bereiteten sich vor, an dasselbe Werk zu gehen.

Pußtafi sah sich genöthigt, auf der Platte des Tisches Zuflucht zu suchen, wohin ihm die Ratten nicht folgten. Er stellte daher die brennende Kerze auf den Stuhl, und legte sich auf den Tisch.

Von dort aus betrachtete er dann mit jener Ruhe, welche nur Diejenigen empfinden, die Alles verloren haben, was um ihn herum geschah.

Die Ratten wühlten in den Papierhaufen herum, pfiffen und kreischten, kratzten an den Wänden und nagten wüthend an den Füßen des Tisches, zum Zeichen, daß sie mit der neuen Wendung der Situation unzufrieden seien.

Pußtafi ließ sie wüthen.

Da geschah es, daß eine dickbäuchige alte Ratte den Stuhl erklommen, sich auf dessen Lehne setzte und mit der brennenden Kerze lieb=äugelte. Nicht als ob sie an der Flamme ein besonderes Vergnügen empfinden möchte, sondern weil sie vermuthlich argumentirte, daß es viel besser wäre, mit der Kerze, anstatt daß sie hier unnützes Licht verbreite, das Glück einer hun=gernden Familie für einen Tag wenigstens zu begründen. Wie konnte aber das bewerkstelligt werden, wenn die Kerze brennt?

Die Ratte stieg von der Lehne des Stuh=les herab, beschnofelte die Kerze und leckte gie=rig an den Unschlitttropfen, welche an dem Leuch=ter klebten . . . das reizte den Appetit noch mehr. Die Ratte richtete sich empor, als wollte sie das Licht ausblasen, versengte sich aber dabei Schnur=bart und Augenbrauen. Da gerieth das Thier in Wuth, faßte die Kerze in der Mitte, riß diese

sammt dem Leuchter vom Stuhle und stürzte, trotz des brennenden Dochtes, in den Winkel zwischen dem Papierhaufen hinein.

Pusztasi betrachtete all dieses mit der Gleichgiltigkeit eines gebrochenen Mannes.

Das Papier entzündete sich. Pusztasi hatte den Wasserkrug an der Seite; er streckte nicht einmal die Hand darnach aus, sondern sah ruhig zu, wie das Papier weiter brannte, wie das Feuer das Feldbett ergriff; er rührte sich nicht.

Als aber der starke Rauch durch die Oeffnung über der Thüre drang, da kam eiligst der Profosz und die Ordonnanz, sie rissen die Thüre auf und fragten, was es gäbe.

Pusztasi erzählte, was geschehen.

— Warum haben Sie das Feuer nicht gelöscht? — frug der Profosz.

— Das ist nicht meine Pflicht; — antwortete Pusztasi, ruhig in seiner Lage verbleibend.

— Aber Sie hätten ja selbst verbrennen können.

— Geht mich nichts an . . .

Der Profosz schüttelte den Kopf und brummte etwas in den Bart hinein; dann wollte er seine Macht die Ordonnanz fühlen lassen und befahl derselben, das Zimmer von dem Papierwerk zu reinigen.

Die Ordonnanz hieß Wenzel, war ein lu=

stiges Linzer Kind, und trug an der blauen runden Kappe ein künstliches Blumenbouquet.

Während Wenzel mit dem Aufräumen beschäftigt war, begann er zuerst zu pfeifen, dann eines jener Lieder anzustimmen, welche unter dem Namen „Gassenhauer“ bekannt sind. Vielleicht hatte er die Absicht, dem ernsten Manne dort, welcher auf dem Tische ausgestreckt lag, die Zeit zu verkürzen.

Das Lied lautete: „Mich schlägt der Wein, ich schlag' den Wirth, der Wirth schlägt sein Weib, didldum, didldum! . . . die Wirthin liebt mich, ich liebe den Wein, der Wein liebt den Wirth, didldum!“

Er wiederholte ganz lustig dreimal sein sonderbares Lied, und schien sehr mit sich zufrieden zu sein, denn er lächelte wohlgefällig den ernsten Mann am Tische an.

— Höre, Freund Wenzel, — sprach ihn Pußtafi an, indem er seine beiden Hände als Polster unter den Kopf legte. — Du liebst auch in der Wirklichkeit den Wein?

— Hätte ich nur welchen.

— Ich könnte Dir sehr viel und sehr guten Wein verschaffen, wenn Du auf mich hören wolltest.

— Wenn Sie nichts Böses vorhaben?

— Fürchte nichts. Ich verlange nichts Böses von Dir.

Ich hätte nur eine Botschaft einer schönen Frau auszurichten, woran Niemand Schaden leiden kann. Diese schöne Frau wohnt in Komorn, ihr Gatte ist in der Schlacht gefallen. Dies hätte ich ihr zu berichten, damit sie abermals heiraten könne.

— Das könnte man schon thun. Wo ist aber der Wein oder das Trinkgeld.

— Das siehst Du ja, daß ich keinen Wein bei mir habe, und das weißt Du, daß ich kein Geld bei mir führe. Ich kann Dich aber an einen Ort weisen, wo man sehr guten Wein umsonst bekommt.

— Wenn man ihn stiehlt?

— Nein. Man braucht ihn nur aus der Erde zu heben, wo er begraben liegt. Ohnedem hat der Wein keinen Herrn.

— Wo ist das?

— Ich werde es Dir erklären, doch früher verspreche mir, gib mir Dein Eideswort, daß Du diese Botschaft auf die Post geben wirst, gib mir ein Stückchen vom dem vielen schlechten Papier dort.

Wenzel reichte ein Stück Papier hin.

Pußtafi schrieb, damit es auch Wenzel verstehen könne, deutsch: der Frau Robert Zeleji in Komorn. „Ihr Gatte ist bei S . . . gefallen, Pußtafi hatte ihn begraben, er hat auch seinen Ring.“

— Kannst Du's lesen.

— Ja.

— Nun so trage das auf die Post, und sende es an die Adresse.

— Gut. Deßhalb wird mir doch nichts geschehen.

— Fürchte nichts. S' ist ja nur eine Familienangelegenheit... Doch sieh jetzt nach Deinem Lohn, die Weinflaschen haben wir vergraben in die Ecke des Kellers der Kasematte Nr. 2, als wir vor einem Monat hier gewohnt hatten.

— Das ist ja eben die Kasematte Nr. 2.

— Das wußte ich nicht. Nun um so besser; gibt Acht. Wenn Du über die Stiege hinabkommst, wende Dich links; dort wirst Du zwei lange Balken, auf welche man die Fässer zu stellen pflegt, finden. Hebe den äußeren auf und wende ihn um; dort, wo mit rother Oelfarbe ein Ring gemalt ist, wühle die Erde auf. In der Erde wirst Du einen messingenen Knopf finden, an diesen Knopf ist eine dünne Kette befestigt, ziehe an, und es wird eine dickere Kette zum Vorschein kommen; ergreife diese fest, ziehe sie an, und es wird sich jene Fallthüre öffnen, unter welcher jene vielen und guten Weine und Liqueure liegen, die wir einst im Glauben, daß wir wieder zurückkommen, dort verborgen haben.

— Na, ich werde es sehen. Wenn es wahr ist, sollen Sie auch davon haben.

— Ich danke Dir Wenzel. Früher aber gib das Briefchen auf die Post.

— Das werde ich thun, Herr, was ich einmal über mich nehme, thue ich auch gewiß.

— Ich ersuche Dich aber lieber, schöner Wenzel, gehe früher auf die Post, und grabe erst dann nach den verborgenen Schätzen, sonst könntest Du darauf vergessen.

— Ich schwöre es Ihnen, mein Herr, daß ich nicht vergessen werde.

— Dennoch bitte ich Dich sehr, lasse den Wein zuletzt.

— Gut, Herr. Es soll geschehen.

Unterdessen hatte Wenzel die Papierfetzen zusammen und zur Thüre hinausgekehrt.

— Wo soll ich die Kerze hinstellen, damit sie die Ratten nicht wieder fortschleppen?

— Nimm sie mit hinaus, ich werde schlafen.

— Es ist aber Ordre, daß hier immer Licht brennen muß.

— Dann hänge den Leuchter auf die Thürklinke. Gute Nacht.

Auch Wenzel wünschte gute Nacht, und schloß die Thüre ab; Pußtafi schloß die Augen; der fröhliche Bursche sang auf dem Korridor sein Lied weiter: „Mich liebt die Wirthin, ich liebe den Wein, der Wein liebt den Wirth“. (Weshalb der Wein den Wirth liebte, wäre schwer zu errathen.)

Wenzel aber dachte bei sich, daß von

praktischer Seite betrachtet, in der Reihe der Vorrichtungen jedenfalls der Hebung des Weines das Vorrecht gebühre, die Post kommt erst dann. — Eine böse Nachricht kann sich schon eine Nacht verspäten, für eine gute Flasche Wein ist es aber schade, wenn sie nur eine Stunde in der Erde liegt.

Eine Schwierigkeit ergab sich aber dadurch, daß Wenzel zu jenem Keller keinen Zugang hatte, denn in diesem Keller hielt der Feldbäcker seinen Mehlvorrath, hatte folglich auch den Schlüssel dazu.

Es war daher kein anderes Expedient vorhanden, als die Bekanntschaft des Bäckergesellen zu benützen, diesem das Geheimniß aufrichtig mitzutheilen, und ihn zur Theilnahme an dem Unternehmen aufzufordern.

So that er auch.

Der Bäckergeselle Hubert war ein sehr kapazitirbarer Junge, und hatte auch den Schlüssel zu jener Abtheilung des Kellers.

Nach dem Zapfenstreiche schlichen sich die beiden hoffnungsvollen Jünglinge über die Stiege in den Kasemattenkeller, und gelangten ungehindert an die durch Pußtafi bezeichnete Stelle.

Als sie den ersten Balken hoben, hatten sie den rothgemalten Ring allsogleich entdeckt; nun hatten sie volles Vertrauen in die Entdeckung Pußtafi's.

Mit Hilfe einer Mehlschaufel und einer Feuerzange wühlten sie nun die Erde auf, und fanden alsbald den messingenen Knopf.

An diesem Knopfe war die dünne, an der dünnen die dickere Kette befestigt; als sie an letzterer zogen, öffnete sich die eiserne Fallthüre, welche sechs Quadratfuß groß sein mochte.

Der Anblick, welcher sich ihnen bot, übertraf alle ihre Erwartungen. Die Oeffnung war voll der verschiedenartigsten Weinflaschen.

Der ersten Flasche, welche sie aus der Oeffnung hoben, wurde auf kurzem Wege der Hals abgehauen und der Inhalt einer faktischen Prüfung unterzogen. . . . Das war ein königlicher Wein, Muskateller! Nicht solcher Wein, wie ihn der Wirth liebt; mit dem hat gewiß noch kein Wirth eine Liaison gehabt.

— Hörst Du, Hubert, trinken wir nicht zu viel, sonst können wir uns einen Zopf anhängen. Im Keller ist es nicht rathsam, viel zu trinken, ich weiß es aus Erfahrung; sondern nehmen wir uns so viel mit hinauf, als wir für genug halten, das Uebrige verbergen wir abermals und holen es uns theilweise hinauf.

Hubert fand den Antrag annehmbar.

Es war jetzt nur noch die Frage, welche Wahl sie treffen sollen? Zu dem gekosteten Muskateller paßte die schlanke Flasche vortrefflich, in welcher granatfarbener Méneser funkelte

— Es folgte nun die Auswahl der Liqueure. Man nahm eine schwarze Flasche mit Absynth und eine mit Arrak. Es gab die verschiedensten Gattungen: Rostopschin, Curacao, Allash, Marasquino; für Kenner sind das Namen von bezauberndem Klang; — das Ganze war in der That ein fabelhafter Schatz für Einen, der das Alles zu würdigen weiß.

Wenzel reichte eine Flasche nach der andern dem Hubert hinauf, da ergriff er plötzlich den Hals einer mit bunter Zinkplatte überzogenen Flasche, welche er aber, nachdem er sie ein wenig in die Höhe hob, allsogleich wieder auf den Boden zurücksetzte.

Diese Flasche, welche kaum größer als eine Champagner-Bouteille gewesen, schien wenigstens acht Pfund zu wiegen.

Wenzel war ein Junge von raschem Verstande und raisonnirte folgendermaßen:

Solchen Wein gibt es auf der Welt nicht, von welchem eine Flasche acht Pfund wiegen sollte. Eine Flasche von solchem Gewicht kann nur Gold enthalten; jetzt verstehe ich's, warum man eben diese so sorgfältig verwahrte.

Er raisonnirte weiter: den Inhalt dieser Flasche mit Hubert zu theilen, wäre eine große Thorheit, übrigens lautet unser Kontrakt nur auf Wein.

Dieses Raisonnement bewog Wenzel an Hubert die Worte zu richten:

— Ich glaube, wir werden mit dem Weine, den ich Dir gereicht, für diese Gelegenheit genug haben; trage die Flaschen nur hinauf, ich werde einstweilen die Fallthüre schließen und den Schatz verbergen; bis dahin verwahre Du die Weine an einem sichern Orte.

Hubert fand das Ganze sehr vernünftig gesprochen, verbarg die für das heutige Gelage bestimmten Weine unter seinem Mantel, und stieg über die Treppe des Kellers hinauf.

Als die Kellerthüre in ihr Schloß fiel, wartete Wenzel noch den Augenblick ab, wo er das Knarren der großen Mehltruhe vernahm, denn er wußte, daß Hubert nur diese als sicheres Versteck für den geistigen Proviant wählen könne; dann erst griff er nach der geheimnißvollen Flasche.

Hubert mochte das Warten nach seinem Freunde verdrossen haben; es war jedoch gut für ihn, wie es die Folge lehren wird.

Die schwere Flasche war aus undurchsichtigem Glas, man vermochte von Außen den Inhalt nicht zu prüfen.

Aber, wie schon erwähnt, war Wenzel ein geschulter Junge, und wußte es, welches das allerschwerste Metall der Welt sei; demnach konnte in dieser Flasche nur Gold stecken.

Die Flasche zu entkorken und die Dukaten-

stücke einzeln herauszurütteln wäre mit vielem Zeitverlust und Verdacht erregendem Geräusch verbunden gewesen; dann wäre es bei einem solchen Funde lächerlich gewesen, die Flasche zu schonen. Er hatte sich daher den Plan gestellt, um möglichst schnell zu arbeiten, den Hals der Flasche an seinem Stiefelabsatze zu zerbrechen, die herausrollenden Goldfüchse in die Taschen zu bergen, und dann Hubert den einfachen Rapport abzustatten: es sei eine Branntweinflasche zerbrochen und deren Inhalt in den Sand geronnen.

Welch' wahnsinniges Vorhaben der junge Mann damit ausgebrütet, sollte der nächste Moment lehren.

Die Flasche enthielt kein Gold sondern Knallquecksilber.

Wenn Jemand Zweifel darüber hegen sollte, daß mit dem Knallquecksilber durchaus nicht zu scherzen ist, dem wollen wir kurz sagen: daß Knallquecksilber jene gelblichweiße Substanz ist, mit welcher man die Zündhütchen füllt, womit man wieder die Schießgewehre losfeuert. Dieses chemische Produkt besitzt die Eigenschaft, daß es bei der kleinsten Berührung explodirt, und daß seine Zerstörungskraft hundertfünfzig Mal größer ist, als die des Pulvers.

Acht Pfund Knallquecksilber üben daher dieselbe Wirkung, als hätte Jemand in zwölf Zentner Pulver die Lunte geschleudert . . .

Was nachher geschah, das konnte Wenzel Niemandem mehr erzählen; wir wissen es aus den Aussagen Hubert's, welcher in dem Momente, als er die Bouteillen in die Kleien bergen wollte, mit Gewalt in die Truhe geschleudert wurde, und dann sammt seinem Gehäuse durch die Luft an's jenseitige Ufer der Marosch flog. Sein Glück war, daß er, durch die Kleien geschützt, nicht zerschmettert wurde. Man fand ihn am Ufer der Marosch, von seinen Flaschen umgeben .... Die Wirkung der letzten Flasche war furchtbar! ...

Eilf Gemächer flogen in die Luft. Der Kommandant, welcher bei der Explosion aus dem Zimmer stürzte, fiel in einen Abgrund, wo ihn die Trümmer erschlugen. Die Kasematten waren zerstört, die Wälle niedergerissen, auf tausend Klafter war die Umgegend mit Steinen und Ziegeln bedeckt.

Wenzel fand man an die Wand des Kellers geklebt, eine hingestrichene Masse, seine Knochen waren so zerbröckelt, als hätte man sie in einem Mörser zerstoßen.

Pußtafi kam wie durch ein Wunder davon. Auch ihn hatte die Explosion in die Lüfte geschleudert, er fiel aber unweit auf eine Strohtriste. Er hatte sich das Haar und den Bart versengt, sonst geschah ihm kein Leid.

Den anderen Tag hatte man ihn trotz des Unfalles mit mehreren anderen verdächtigen Gefangenen weiter transportirt.

So gelangte er in die Komorner Kasematten.

Er war es demnach — nachdem es ihm anders nicht gelungen, die Botschaft seines gefallenen Freundes an Seraphine auszurichten — welcher den Finger mit dem Ringe durch das Gitter steckte, um Seraphine wissen zu lassen, was diese zu wissen sich so lange gesehnt hatte.

Und dennoch bekam Seraphine darüber nie eine sichere Auskunft, denn sie hatte nicht den Muth, nachzuforschen, wer der Träger des Ringes sei, in der Angst, sie könnte als Antwort erhalten: „Der Besitzer des Ringes ist Dein erster, Dein so schnell vergessener Gatte Robert.“

Wie Major Kolbay einen Türken gefangen.

Die neue Aera hat auch in die Lebensverhältnisse des alten Majors Kolbay einige kleine Veränderungen gebracht. Es kamen Tage, an welchen der alte Herr ganz ernstlich den Glauben hegte, daß auch er noch zu Etwas nützlich sei.

Seine Beschäftigung bestand nun darin, daß er täglich in die Festung ging, um nachzusehen, ob man keine frischen Gefangenen gebracht habe; es war ihm leicht, zu ihnen zu gelangen. Nun beeilte er sich, ihre kleinen Wünsche zu erfüllen, und machte alle Gänge für sie, vom Profoßen angefangen bis zum General; er war überall wie zu Hause. Der Eine hatte den Wunsch, zu lesen, und verlangte nach Büchern. Der Andere wollte sich in der freien Luft ergötzen; Manchen wollte seine Gattin besuchen; wieder Andere dürsteten nach einem Gläschen Wein; der hatte eine zu feuchte Wohnung u. s. w.; der Alte registrirte in seinem Gedächtnisse die verschiedenen Begehren und suchte sie möglichst zu erfüllen.

Einem jeden Einzelnen erzählte er die ganze Lebensgeschichte, Familienverbindungen, und Charakterzüge jener Mächte, mit denen sie in Berührung kamen. Und welche Freude hatte der Alte, wenn er für einen schweren Gefangenen erwirken konnte, daß er seine Gattin sprechen dürfe, daß er Bücher lesen oder gar Tinte und Papier erhalten könne.

Man nannte den guten Alten bereits den „Vater der Gefangenen.“

Wenn er nach seinen Besuchen in der Festung des Mittags und Abends nach Hause ging, nahm er stets seinen Weg am Hause der Lávay vorüber, klopfte an das Fenster, und frug: „Sind die gestrenge Frau zu Hause? Lassen Sie das ewige Weinen, Ihrem Sohne ist noch nichts geschehen. Sonst hätte ich schon längst etwas über ihn erfahren haben müssen.“

— Wie konnten Sie über ihn hören, wenn er gestorben ist? Lebte er, so würde er mich gewiß benachrichtigt haben! — Das war der tägliche Zweifel der alten Frau.

— Es ist jetzt sehr schwer, Briefe zu schreiben, überhaupt wenn man Flüchtling ist.

— Daß aber auch seine Gattin nicht schreibt?

— Diese ist eine prächtige Frau, weßhalb gehen Sie nicht selbst zu ihr, um mit ihr zu sprechen.

— Pest ist jetzt tausend Meilen von un

entfernt. Man muß einen Paß haben, um ihn alle Augenblicke den Gensd'armen vorweisen zu können, um ihn auf's Polizei-Bureau zu schicken; ihn von dort persönlich abholen, eigenhändig den Namen unterschreiben, von hundert verschiedenen Menschen dabei geneckt werden, das Alles ist nichts für eine alte Frau.

Kolbay räusperte sich, — sagte weder Gutes, noch Böses und ging von dannen.

Die Unterhaltung wurde täglich in derselben Weise wiederholt, die alte Dame erschien mit immer verweinteren Augen beim Fenster und betheuerte mit einer von Tag zu Tag wachsenden Zuversicht, daß ihr Sohn gestorben sein müsse; in demselben Maße wurden ihre Klagen immer bitterer gegen die Schwiegertochter, welche sie mit keinem Sterbenswörtchen benachrichtigte.

Der alte Soldat tröstete die Witwe von Tag zu Tag, und vertheidigte dabei stets Judith.

An einem Mittag sah man den Veteranen mit ungewohnter Hast und in sehr aufgeregtem Zustande über das holperige Pflaster eilen. Es schien, als wollte er einen Wagen einholen, welcher, mit Reisigbündeln belastet, vor ihm herhumpelte, und welchen, trotz seiner nicht besonderen Schnelligkeit, einzuholen, dem alten Veteranen mit seinen morschen Knochen sehr schwer fiel.

Er konnte ihn auch erst dann einholen, als der Wagen in den Hof der alten Lávay fuhr, und der Fuhrmann, unser alte Bekannte Andreas Kápor, die Reisigbündel vom Wagen herabzuladen begann.

Kolbay humpelte an den Wagen heran, ergriff eine der Radspeichen, als wollte er das Fuhrwerk mit Beschlag belegen.

— Schnell, schnell, Freund Kápor! werft eiligst diesen Ballast herab, und führt mich eiligst von dannen!

— „Guten Tag!“ — erwiderte Kápor den Gruß, den man ihm gar nicht geboten hatte, und setzte gleichgiltig seine Arbeit weiter fort. — Es wird nicht gehen, denn ich muß noch eine Fahrt für die gestrenge Frau auf die Insel machen.

— Verschiebt das auf eine andere Zeit, jetzt müßt Ihr mich fahren!

— Und wohin denn?

— Ich werde es schon sagen, eilet nur!

— Auf wie lange Zeit?...

— Ich weiß es nicht... Vielleicht auf einen halben, vielleicht auf einen ganzen Tag,.. auf eine Woche, oder so lange ich den Menschen nicht eingeholt habe.

— Wen wollen sie einholen, Herr Major? — rief die Stimme der alten Frau dazwischen, welche dem Alten schon das vierte Mal einen guten Tag geboten hatte, ohne gehört zu werden.

— Ah! guten Tag, liebe Freundin! .. daß ich doch endlich diesen Menschen erwischen könnte!

— Wen haben Sie denn erwischt?!

— Denken Sie sich diese unerhörte Dreistigkeit. Gerade jetzt, beim hellichten Tage, fuhr er auf einem Wagen durch die Gasse. Ich habe ihn selbst mit diesen meinen lebenden Augen gesehen; mit meinen eigenen Augen, sonst würde ich's nicht geglaubt haben.

— Wen? — frug die Alte mit fliegendem Athem; sie hegte für einen Augenblick den Gedanken, es sei ihr Sohn, den der Veteran gesehen.

— Wer würde an eine solche Dreistigkeit glauben? Gerade in diese Stadt zu kommen; am hellen Tage, mit dem eigenen Gesicht? Es ist wahr, daß sein Kinn ausrasirt gewesen, solch eine Larve erkennt man aber selbst dann, wenn er sie wie immer verdreht.

Frau Lávay wurde abermals traurig. Hier konnte nicht von ihrem Sohne die Rede sein.

— Wen haben Sie also gesehen, Herr Major?

— Wen Andern, als diesen nichtsnutzigen Bársing, welcher mich im vorigen Jahre auf der Gasse, an dieser Stelle da, mit dem Hängen bedrohte, mich, den Major Kolbay! Sie haben es ja selbst gehört, gestrenge Frau, es geschah ja in Ihrer Gegenwart. Daß ich ihn endlich erwischt habe! . . .

— Was beabsichtigen Sie jetzt zu thun?

— Ich werde ihm nacheilen und werde ihn erwischen, den Nichtswürdigen! . . .

— Sie selbst? . . .

— Ja, ich selbst. Hab's noch Niemanden angethan. Hab' anderen unglücklichen Flüchtlingen, braven, verirrten Leuten zur Rettung verholfen; Diesem aber werde ich den Hals brechen.

— Lassen Sie das, Herr Major, das ist kein Geschäft für Sie.

— Ich weiß es, ich weiß es sehr gut. Der „Major" in mir wird darob zürnen, aber ich bin es dem „Teufel", den dieser Mensch in mir wachgerufen, schuldig; der muß heute noch Menschenfleisch fressen!

— Lieber Herr Major, verdient es denn dieser Mensch, daß sich ein so ehrlicher Mann mit ihm befassen soll?

— Gut, gut, meine Freundin, geben Sie sich nicht unnütze Mühe . . . Ich habe ihn gesehen. Er lächelte mich an, als gäbe er keinen Hund für mich. Der soll mir nicht entkommen. Er kann noch nicht weit sein. Werde ihn schon einholen, ihm nachjagen, und wenn er bis Liliputanien laufen sollte. O, ich werde, ich muß ihn erwischen, das gelobe ich Ihnen heilig! . . .

— Und was werden Sie dann mit ihm beginnen?

— Was ich mit ihm beginnen werde?

Was? . . . Ich werde ihn kurzschließen, ja kurzschließen lassen, ebenso, wie er mir gedroht, mir, dem alten Mann, dem Major Kolbay, soll er's verkosten, was das Kurzschließen heißt. Freund Kápor, beeilt Euch mit der Arbeit. Wir gehen auf eine Menschenjagd!

— Na, wir wollen sehen, was der zornige Jäger von seinem Ausfluge zurückbringt.

Kolbay wollte nicht einmal warten, bis Kápor mit seinem Wagen nach Hause fuhr, um Verschiedenes herzurichten; der Fuhrmann brauchte ja seinen Tornister mit Lebensmitteln, da man nicht wissen könne, wie lange die Reise dauern wird; seinen Guba, da es kalt werden oder regnen kann; auch ein Sitz wäre herzustellen, der Major kann sich doch nicht auf den Boden des Wagens setzen.

— Nein, nein, keine Minute Verzug. Fahren wir allsogleich, um ihn einholen zu können. Ich brauche keinen anderen Sitz als ein Strohbündel, das wird uns die gestrenge Frau schon geben.

— Nein, keinen Halm gebe ich her! — rief Frau von Lávay hastig.

— Mir geben Sie kein Bündel Stroh? Mir?

— Nicht einen Halm . . . Nie werde ich zu Jemandens Verfolgung beisteuern.

— Aber zur Verfolgung Bársings; zu Bársings Verfolgung! Verstehen Sie mich.

— Ich weiß es am Besten, wer dieser Bär=sing ist, daß er mein und meines Sohnes Feind ist; doch frage ich nicht darnach. Jetzt weiß ich nur so viel, daß er sich flüchtet, daß Sie, mein Herr, ihn verfolgen wollen, und ich leihe hiezu nicht einen Halm Stroh! . .

— Sie sind ja eine furchtbare Frau!

— Das spricht man längst von mir.

— Also wollen Sie mir wirklich kein Stroh zu einem Sitz geben?

— Ein anderes Mal gebe ich Ihnen Sa=fran, jetzt nicht einmal Stroh.

— Wie, wenn ich zornig werde?

— Werden sich schon wieder versöhnen; — sagte die gute alte Dame gelassen, und blieb bei ihrer Weigerung.

— Und dennoch werde ich gehen; werde mich neben dem Kutscher setzen.

— Gehen Sie nicht, mein guter Herr, Sie werden sehen, daß Sie Gottes Segen nicht be=gleitet, es wird Ihnen ein Uebel am Wege zu=stoßen. So etwas ist nicht für Sie, Sie sind sonst ein so guter Mensch.

— Heute will ich aber böse, furchtbar böse sein! — eiferte zornig der Alte, und kletterte auf den Sitz neben dem Kutscher.

— Treibt schnell vorwärts.

Die alte Dame sah ihm kopfschüttelnd nach und ging dann in ihr Zimmer zurück.

Der Alte jagte aber schnell der Brücke zu.

Das Gewagte dieses Unternehmens vermag nur Derjenige zu ermessen, der da weiß, was es heißt, auf einem Pflaster, welches aus Kaiser Josef's Zeiten datirt, und welches überdies durch Bomben und Granaten unterwühlt worden, auf einem rüttelnden Bauernwagen, mit von Gicht zerfressenen Gliedern, auf einem harten, nackten Brett sitzend, im Galopp dahin zu jagen.

— Fahrt schneller, 's macht nichts! . .

An der Brücke frug er die Zöllner, ob sie keine grüne Kalesche gesehen hätten, in welcher ein Mann im grauen Mantel mit rothem Kragen saß? . . Die Zöllner hatten ihn gesehen. Vor einer halben Stunde jagte er der Véker Pußta zu.

— Vor einer halben Stunde? . . dann können wir ihn noch einholen. Vorwärts!

Wo sich der Weg bei der Zsitvabrücke gegen Vék wendet, da arbeiteten ein Paar Zimmerleute an der Ausbesserung der Brücke; auch diese befragte der alte Kolbay, ob sie den Gegenstand seiner Verfolgung gesehen?

Sie bejahten es. Er fuhr vor einer Viertelstunde über die Brücke.

— Ganz gut. Demnach sind wir ihm um eine Viertelstunde näher im Rücken.

Weiter stieß er an Fischer, welche am Ufer der Zsitva ihre Netze zum Trocknen ausspannten, auch diese wurden interpellirt, ob sie die grüne

Kalesche gesehen hätten? Diese gaben zur Antwort, daß besagtes Fuhrwerk erst vor einigen Minuten vorüberfuhr und soeben hinter jenem Weidenwalde verschwand, wo man noch den aufgewirbelten Staub sehen könne.

— Jetzt schont weder Pferd, noch Wagen, noch die Peitsche! — rief Kolbay seinem Fuhrmann zu. — Wir sind auf seinen Fersen, wir halten ihn bereits am Kragen! .. das gäbe ich nicht um hunderttausend Gulden, nein, nicht um hunderttausend Gulden. Jetzt soll er mir nicht entwischen! ...

Als sie aus dem Weidengehölze herauskamen, wurden sie jener kleinen Kolonie ansichtig, auf welcher Ungarns berühmtester Tabak wächst. Diese Kolonie besteht aus einigen zerstreut gebauten Häusern, welche mit Pappeln umpflanzt waren.

Nun müssen wir aber wissen, daß auf dieser Kolonie auch Major Kolbay ein Stückchen von seinen Ahnen ererbtes Tabakfeld besaß, welches ein ehrlicher Slovake in Pacht hatte; der Pachtschilling bestand aber in einigen Zentnern Tabak, welche der alte Major von Jahr zu Jahr theils selbst verrauchte, theils aber verschenkte.

Dieses patriarchalische Verhältniß wurde durch die jüngste Wendung der Dinge getrübt, denn man durfte den Pachtschilling nicht mehr in Natura entrichten, die Eintreibung desselben

in baarem Gelde blieb aber eine sehr problematische Frage.

So oft Kolbay an dieses sein Besitzthum dachte, gerieth er in sehr verdrießliche Laune.

Als er in das oft erwähnte Dörflein hineinfuhr, kam ihm der Feldhüter entgegen. Kolbay hielt ihn an. Natürlich war die Frage, die er an ihn richtete, keine andere, als die er auf dem ganzen Wege gestellt hatte.

— Sie ist da, die Kalesche, — sagte der slavische Magyar — sehen Sie Pan velkomozsnye, dort steht sie vor dem Hause des Richters.

— Sitzt der Herr mit dem grauen Mantel darin?

— Nein, der ist bereits abgestiegen, mit noch einem andern Herrn, welcher Brillen trägt und slavisch versteht, nur daß er statt „dobre“ „dobzse“ sagt.

— Wohin sind sie gegangen?

— Zu dienen. Sie befahlen dem Richter, sie zu begleiten, nahmen noch zwei Geschworne mit, und gingen gerade auf das Tabakfeld Eurer Gnaden hinaus.

— Auf mein Feld? Was thun sie dort?

— Mit Vergebung Euer Gnaden, sie kosten die Erde.

— Seid Ihr verrückt?

— Nein, bitte gehorsamst. Hab's selbst mit eigenen Augen gesehen. Sie streuen die Erde auf

die Zungenspitze, drehen sie im Munde herum und speien sie dann wieder aus.

Wird eine Art von Zauberei sein; vielleicht wollen sie dadurch die Erdflöhe verjagen, damit sie die Tabakspflanzen nicht verwüsten.

— Ihr seid betrunken! — rief der Major; — fahren wir weiter, Kápor.

Kolbay konnte sich's durchaus nicht erklären, was diesen Menschen an diesen Ort gebracht haben konnte.

Als er zum Gemeindehaus gelangte, sah er zu seiner Verwunderung, daß die grüne Kalesche bereits umgekehrt stand; ein Zeichen, daß man nicht weiter flüchten wolle.

Kolbay stieg mit einer Eile vom Wagen, daß er selbst seine Gicht vergaß. Beim Gemeindehause hatten einige Faullenzer Maulaffen feil. Einen derselben forderte er auf, er möge ihn dahin führen, wohin die Leute die aus der Kalesche stiegen, gegangen sind.

Nachdem sie durch einige Gräben und Rohrhecken gedrungen, gelangten sie in einen Zwetschkengarten, welcher das Eigenthum Kolbay's war, wo er aber nie in seinem Leben gewesen. Aus der Dörrkammer wurden verschiedene Stimmen vernehmbar, darunter die Bársing's, welcher mit Jemandem eifrig sprach.

Kolbay schlich mit großer Behutsamkeit hinter den Dörrofen, um von dem Menschen nicht

bemerkt zu werden; es gelang ihm dann wirklich, die Thüre zu verstellen. Da sah er Bärzsing in seiner leibhaften Größe vor der Dörrbank stehend, wie er mit einem Rothstift auf ein langes Papier Notizen schrieb.

Kolbay trat mit dem flammenden Gesichte eines rächenden Cherubs in die Kammer.

— Sind sie also hier, mein Herr Bársing! — Bársing war durch das Eintreten Kolbay's wirklich überrascht, diese Ueberraschung war aber eine freudige.

— Ah, das ist herrlich; Sie kommen wie auf Wunsch. Wie gut, daß Sie hier sind.

Kolbay trat betroffen zurück.

— Weßhalb mag sich dieser Mensch freuen, daß ich hier bin?

— Belieben ganz a propos zu kommen. Wir sind eben mit Ihrer Angelegenheit beschäftigt. Wie konnten Sie auch bei der Fassion ihre Felder in die dritte Klasse einschreiben lassen, da sie doch offenbar in die erste gehören?

Den alten Herrn hatte dieses unerwartete Impromptu derart aus der Fassung gebracht, daß er keiner Antwort fähig war.

— Ja, ja; — betheuerte der andere Herr; — Sie beliebten falsch zu fatiren, indem Sie Ihre Felder als zur dritten Klasse gehörig angaben, und die übrigen Besitzer machten's Ihnen nach.

Dann ergriff wieder Bársing das Wort:

— Während doch die Tabakfelder als Gartengrund betrachtet werden.

Hierauf setzte der andere Herr fort:

— Denn obwohl der Grund nur Sand ist, so ist er doch unschätzbar, wirklicher Humus.

— Dessen Ertragsdurchschnitt auf jährlich 120 Gulden berechnet werden kann.

— Sodann ist es natürlich, daß man diese Felder nach jenem Schlüssel bemessen muß.

Kolbay dachte aber, daß er doch eigentlich nicht deshalb hieher gekommen, um die Qualität und Klassifizirung seiner Felder zu erfahren, sondern um Bársing beim Kragen zu fassen, und ihn zur Verantwortung zu ziehen, darüber, was er vor einem Jahre gethan und was er gewesen! Schließlich brach seine Leidenschaft los.

— Wer sind denn der Herr?! — herrschte er Bársing an, mit der Spitze seines Zeigefingers die Schulter des edlen Jungen berührend, so daß dieser beinahe in den Dörrofen gestürzt wäre.

— Bitte, bitte, — beeilte sich der andere Herr zu erwiedern, — Herr Bársing ist in amtlicher Eigenschaft hier als Katastral-Kommissions-Reklamations-Hilfsgerichtsadjunkt.

Kolbay sah verwundert drein.

Braucht doch selbst der Maikäfer zwei Jahre bis er aus einem Engerling zum fliegenden Käfer wird.

— Verzeihen Sie, Herr, — sagte dann

Bársing sich in eine amtliche Stellung werfend indem er die Hände in die Taschen seiner Pantalons steckte und sich zeitweise auf den Fersen erhob. — Ich weiß es recht gut, was ich Ihren früheren Verdiensten schuldig bin, und werde es nie vergessen; wo es aber die Interessen des Staates erheischen, bin ich bemüßigt, jede persönliche Rücksicht bei Seite zu setzen. Dies muß ich Ihnen im Voraus erklären.

Jetzt begann wieder der andere Herr zu sprechen, welcher keine Kenntniß von den früheren Verdiensten des Veteranen hatte, und sich daher in sarkastischen Ausfällen gegen den Alten erging.

— Das kommt daher, weil es die „Herren" nicht einsehen wollen, daß die Millionen aus Pfennigen entstehen. Wenn Jeder sein Besitzthum um eine Klasse niedriger angibt, so entsteht daraus ein Verlust von vielen Millionen für den Staat.

Bársing knüpfte an:

— Was zu kontroliren, unsere, wenn auch nicht sehr angenehme Pflicht ist, die wir unter Eid und Ehrenwort übernommen.

Der Andere fügte hinzu:

— Uebrigens bin ich so frei, zu bemerken, daß es auf dem Fassionsbogen klar gedruckt steht, daß die Angaben der Betreffenden als eidliche Aussage gelten.

Bársing sprach:

— Ich bin zwar zur Entschuldigung des Herrn Majors geneigt, anzunehmen, daß Sie vielleicht über die Qualität Ihrer Felder selbst nicht im Klaren gewesen, und die von der Wahrheit abweichenden Angaben blos aus Irrthum eintrugen.

Worauf abermals der Andere das Wort ergriff.

Dann, sprach Bársing in salbungsvollem Tone:

— Denn, belieben mir zu glauben, Herr Major, daß wir auf diesem Gebiete so vieler Bosheit und Heimtücke begegnen, daß es gar nicht Wunder nehmen kann, wenn man schließlich gegen die ganze Nation erbittert wird. — Nie hätte ich an so viel heimtückische Geheimnißthuerei, hinterlistiges Handspiel, Verstellung, an so viel zur Verkürzung des Staates inszenirte Falschheit, und an ein so hartnäckiges Bestreben zur Hintertreibung der heilsamsten Institutionen geglaubt, wie sie bei dem ungarischen Volke, insbesondere bei dessen „bevorzugt“ genannten Klassen vorkommen.

— Selbst bei Denen, — beeilte sich der andere Herr hinzuzufügen, — die vermöge ihrer Stellung berufen wären, den heilsamen Institutionen des Staates hilfreich unter die Arme zu greifen. — Dabei schoß der Redner einen bezeichnenden Blick auf den Major.

— Nein, nein! — fiel Bársing, seinen Kollegen beschwichtigend, ein. — Ich will den Herrn Major durchaus nicht der Absichtlichkeit beschuldigen, kenne ich ihn doch seit Langem schon als einen braven, loyalen Mann.

— Altkonservativ=loyal, — scherzte der an= Herr.

— Der gewiß seinen Irrthum einsehen, und vermöge seiner steten Treue bemüht sein wird, den begangenen Fehler gut zu machen.

— Zu welcher Freundlichkeit, unter uns gesagt — er auch gezwungen sein wird.

Kolbay ließ sich, so zu sagen, von einer Hand in die andere werfen. Er hörte — ohne ein Wort zu sagen — zu, wie ihm Menschen, wie Bársing, über Treue, Loyalität, über hinterlistigen Betrug zur Verkürzung des Staates Lektionen gaben; wie Menschen, wie Bársing, ihn, den Major Kolbay, und die ganze Nation des Betruges anschuldigen; wie man ihn anklagt und entschuldigt, wie man ihn in's Verhör nimmt, verspottet, dann wieder lobt; wie Leute, wie Bársing und Kompagnie, ihn für Nichts achten.

Er hörte zu, ohne ein Wort hervorzubringen; da fielen ihm aber die Worte der alten Frau Lávay ein. „Hat es mir doch diese kriminelle Frau gesagt, daß mich Gott auf diesem meinem Wege strafen wird; nun hab' ich's auch erfahren.“

Stumm sah er den Leuten zu, wie sie die Rubriken ihrer Hefte mit verschiedenen Klecksen ausfüllten; wie sie dann diese Hefte zusammenbanden und fortgingen, ohne ihn zu grüßen, fort auf seine Felder hinaus, wo sie die Erde beschnoefelten und beleckten, die Aussagen der Bauern zu Protokoll nahmen; wie sie es bestimmten, wieviel Humus jene Erde enthalte, welche siebenundsiebzig seiner Ahnen mit ihrem Blute getränkt; und ihm geschieht das, dem Letzten dieses Stammes, der aus dem Kriege niemals ohne Wunde heimgekehrt ist.

Da fühlte er es noch mehr, welch' traurigen Stand so ein „alter Knochen" habe, der schon längst gestorben, schon längst dem Jahrhunderte entrückt ist; nur daß er es vergaß, sich begraben zu lassen und nun als Gespenst aus Fleisch und Blut herumwandelt.

Von diesem Tage an ging er nicht mehr in die Festung.

Ein Mensch, der nicht das ist, was er ist.

Die Baronin von Dolnay war eine der gefeiertsten Patriotinnen.

Das letzte Wort ist auch neuen Ursprungs; einst hatten Söhne des Vaterlandes dessen Angelegenheiten geschlichtet; jetzt müssen sich entweder diese Angelegenheiten sehr vermehrt haben, oder sind die Männer im Kampfe derart ermüdet, daß auch die Töchter an den Kämpfen theilnehmen müssen, was diese auch mit nachahmungswürdigem Eifer thun.

Die Frau Baronin Dolnay war eine Derjenigen, deren Namen noch lange in dankbarer Erinnerung leben wird. Ihr Kastell war ein förmliches Spital für verwundete Krieger, später ein Asyl der Flüchtlinge; diese hatten in ihren Verstecken, um sich die lange, drückende Zeit zu vertreiben, verschiedene kleine Handarbeiten angefertigt, mit welchen dann die Baronin zu reichen Damen hausiren ging, auch die von berühmten

Männern angefertigten Kleinigkeiten für fabelhafte Preise verkaufte, um das Erträgniß dann den Flüchtlingen und Staatsgefangenen zu gute kommen zu lassen. Auch die Hälfte ihrer eigenen Einkünfte hatte sie zu solchen Zwecken verwendet.

Viele Hunderte damals Unglücklicher segnen die Baronin heute noch; sie hat diese Segnungen auch verdient, denn sie war eine echte Patriotin.

Und wenn eine Patriotin einen Fehler haben kann, so ist es eben nur der, daß sie ein Weib ist.

Eines schönen Tages heiratete die Baronin den russischen Fürsten Wolozoff.

Gott ist mein Zeuge, daß ich sie nicht deshalb tadle, weil sie einen Russen geheiratet; der Fürst war ja ein sehr liebenswürdiger, gebildeter Mann, und keineswegs das Prototyp jener struppigen Kosaken-Hetmanns, die in allen Witzblättern der Welt karrikirt, verewigt worden sind; er war ein Anhänger der neuen Ideen, ein Freund Herzen's und Bakunin's, der zwar an der Campagne gegen Ungarn theilgenommen, doch seine Sympathien für die „noble Nation" bewahrt hat; — ich habe nur den Einwurf gegen diese Heirat zu machen, daß die Baronin erst dreiundfünfzig, der Baron aber bereits dreiunddreißig Jahre zählte.

Die Fürstin Wolozoff blieb auch nach ihrer Heirat Patriotin, obwohl sie zu den früheren Zwecken nicht mehr so viel verwenden konnte;

doch wurde sie dafür durch die freisinnigen Worte des Fürsten entschädigt, mit deren Verbreitung sie auch keineswegs karg umging.

Ein halbes Jahr nach der Heirat starb die Fürstin.

Damals gab es schon Gesetze, welche das von den Ahnen erworbene Besitzthum nicht mehr an den Namen der Familie banden; jeder Einzelne konnte frei über das ihm gehörige Gebiet verfügen. Die Fürstin hatte ihr ganzes Vermögen dem Fürsten vermacht.

Auch dies führe ich nicht als Vorwurf an, der Fürst war bemüßigt, — wie man allgemein sprach — um das ungarische Indigenat erlangen zu können, seinen ungeheuren Besitzungen in Rußland, welche mehrere tausend Quadratmeilen umfaßten, zu entsagen; auf diesen Besitzungen hatte er über drei Millionen Unterthanen, welche er für hundert Rubel per Stück verkaufen durfte; die Besitzungen trugen ihm ein Jahreseinkommen von 10 bis 20 Millionen. — Ob diese Zahlen genau und pünktlich angegeben sind, kann ich nicht verantworten; doch hat man mir in gut unterrichteten Kreisen so berichtet; und ich war eben in der Laune, Alles zu glauben, was man wollte.

Seitens des Fürsten war es demnach ein wahres Opfer, den Besitz eines elenden ungari=

schen Gütchens anzunehmen, welches kaum zwanzigtausend Joch betrug.

Bei der Installation fungirte Fertöy als vollziehende Macht.

Auch darüber habe ich nichts Besonderes zu bemerken.

Der Fürst hatte noch bei Lebzeiten seiner Gattin zwei „Niecen“, ganz liebenswürdige und hochgebildete Fürstinnen, in seinem Kastell.

In welcher Familienverbindung diese zum Fürsten standen, damit kann ich in der Schnelligkeit nicht dienen, da man es von mir nicht verlangen kann, daß ich, durch alle Hindernisse mich schlagend, nach Moskau reise, um dort im Kreml das goldene Buch des russischen Adels aufzuschlagen und nachzublättern, in welcher Linie die Fürstinnen Olga und Feodora mit dem Fürstenstamme Wolozoff verwandt sind; — wir thun demnach am besten, wenn wir uns damit beruhigen, daß Olga und Feodora wirklich die Niecen Wolozoff's sind.

Beide sind fürstliche Schönheiten, die Eine blond, mit runden, vollen Formen, die Andere brünett, blaß und schlank.

Die Fürstinnen Olga und Feodora statteten nach der Installation der Frau von Fertöy einen Besuch ab und luden sie zum Gegenbesuche ein; die Schicklichkeit verlangte es, daß Seraphine die Einladung annahm. Seraphine brauchte demnach nicht einmal nach Warschau zu reisen.

Doch verleumden wir Niemanden im Vorhinein. Fertöy ging ja stets mit seiner Gattin; und der Fürst war ein Mann von edlem Herzen, er trug noch sechs Monate nach dem Tode seiner Gattin Kleider von graumelirtem Tuche und machte einen wahren Kultus aus dem Andenken der Verstorbenen.

Trotzdem war es seinen Gästen gestattet, sich nach Herzenslust zu unterhalten.

Fertöy machte sehr häufige Besuche im fürstlichen Schlosse, und vergaß nicht nur sich selbst, sondern auch seine Gattin auf längere Zeit dort.

Der Fürst war ein sehr schöner Mann, eine weibliche Schönheit in Mannesgestalt.

Er hatte einen ritterlichen Wuchs, ein feines, glattes Gesicht, blaue Augen, einen schöngeschnittenen Mund und volle blonde Haarlocken, wie man Adonise zu malen pflegt.

Er hatte auch das vollste Bewußtsein seiner Schönheit und hütete diese so sorgfältig, wie der Mann der Bibel das ihm anvertraute Talent, über dessen fruchtbare Verwendung er Rechnung ablegen muß, wenn das Ende der Zeiten heranrückt.

Die ganze Welt sprach bereits darüber, daß zwischen dem Fürsten und Seraphinen ein gewisser Herzensbund bestehe, und zwar mit Einwilligung des Gatten. Vielleicht war es noch nicht

so; aber die bösen Zungen eilen dem bösen Gedanken stets voraus.

Die Fertöy's brachten sehr viel Zeit im Schlosse des Fürsten zu.

Manchesmal geschah es, daß sich der Fürst und Fertöy auf die Jagd begaben und die drei Damen: Olga, Feodora und Seraphine allein blieben.

Sonderbar schien es, daß sich Seraphine in der Gesellschaft der beiden Niecen nicht wohl fühlte. Wenn sie mit ihnen allein blieb, überkam sie stets eine Antipathie, eine Aufregung, worüber sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

Sobald sie es demnach thun konnte, entwischte sie in den Garten, nahm irgend einen Roman mit, und setzte sich in ein Bosquet, um zu lesen oder zu träumen, bis sie von den Fürstinnen aufgesucht und unter Lachen und Scherzen in's Schloß als Deserteurin zurückgeführt wurde.

Oder sie sah stundenlang zu, wie der Gärtner zwischen den Blumenbeeten arbeitete, wie er pflanzte und jätete mit Aufmerksamkeit und Geschick.

Der Gärtner war Einer von den Bediensteten, bezüglich welcher die verstorbene Fürstin letztwillig wünschte, daß sie niemals aus dem Dienste entlassen werden dürfen, und deren Bezahlung sie in einem unantastbaren Fideikommiß sicherte.

Er war noch ein junger Bursche, kaum 25 bis 26 Jahre alt; er hatte ein glattrasirtes Gesicht, war vermuthlich deutschen Ursprungs und sprach auch nur deutsch. Er trug eine flache Mütze mit langem Schirm und eine grüne Blouse.

Seraphine schaute dem Manne lange zu und fragte ihn nach dem Namen der einen oder anderen Blume. Der Gärtner antwortete ihr auf Alles mit pflichtschuldiger Bereitwilligkeit.

Einmal, als die arbeitenden Taglöhner ziemlich weit entfernt waren, sprach Seraphine den Gärtner an:

— Wie heißen Sie?

— Friedrich.

— Lieber Friedrich, haben Sie die Güte, mir jene blasgelbe Rose zu pflücken, ich fürchte, mir die Hand an den Dornen zu verletzen.

— Die gelbe Rose hat keine Dornen.

— Dann pflücke ich sie selbst.

Seraphine pflückte die Rose, der Gärtner setzte seine Arbeit fort.

— Lieber Friedrich, warum hat diese Rose keinen Duft? In Italien habe ich duftende Rosen dieser Gattung gesehen?

— Hier verlieren sie den Duft, den sie im eigenen Vaterlande haben.

— Wissen Sie, wie man die Rosen wieder duftend machen kann? Kommen Sie her, ich werde es Ihnen zeigen.

Der Gärtner trat näher.

— Geben Sie Acht!

Seraphine hatte bisher deutsch gesprochen, jetzt sprach sie ungarisch, aber so leise, daß man sie kaum verstehen konnte.

— Mein Freund, Sie sind schlecht maskirt.

Der Gärtner blickte sie erschrocken an.

— Schon zwei Menschen haben Sie erkannt; der Eine bin ich, der Andere Fertöy . . . Sie sind Béla Lávay . . .

Der Angesprochene erstarrte bei der Nennung dieses Namens.

Glaubte er doch, er sei hinter dieser Maske so gut verborgen. Wer hätte ihn in dieser Gestalt erkennen sollen, wenn nicht das Auge dessen, der liebt, und das Auge dessen, der haßt?

— Kommen Sie mir nach in's Glashaus, — flüsterte Seraphine ihm zu.

Der Jüngling folgte ihr mechanisch.

Hier im Schatten der grünenden Pflanzen, von Niemandem bemerkt, legte Seraphine alle Zurückhaltung ab und wurde ganz — Weib.

Sie ergriff die Hand des jungen Mannes, welche gebräunt und schwielig war, und bevor er es verhindern konnte, bedeckte sie diese Hand mit Küssen. Dann brach sie in Thränen aus.

— Die Hand soll jetzt niedere Arbeit verrichten. Im Erdreich soll sie wühlen, diese Hand, die berufen war, den Himmel herabzuholen.

— O, Madame, — sprach der Jüngling, — die Erdarbeit ist die süßeste, und das grüne Laub ist der beste Freund.

— Aber Sie dürfen nicht lange hier bleiben, — sprach Seraphine heftig und trocknete mit ihrem Spitzentuche Augen und Wangen. — Ich sah das Gesicht Fertöy's, als er Sie lange betrachtete — damals schöpfte er blos Verdacht; einmal aber blickte er Ihnen plötzlich in's Gesicht, da erkannte er Sie. Ich beobachtete ihn und weiß, daß er sie kennt. Nur daß der Fürst ihn auf die Jagd mitgenommen, hat es verhindert, daß er Ihnen bis jetzt nicht geschadet; wenn Sie ihn hier erwarten, so sind Sie verloren.

— Ich danke, Madame, aber ich bin auf Alles gefaßt.

— Auf Alles?

— Ja! — und bei diesen Worten zog er ein scharfgeschliffenes Messer aus der Tasche und zeigte es Seraphinen.

Bevor man mich gefangen nimmt, habe ich einen freien Mann aus mir gemacht.

— Aber mein Gott, mit was für Gedanken tragen Sie sich? Sie gehen mit einem scharfen Messer zu Bette, und tragen den Tod über dem Herzen. Darüber kann man wahnsinnig werden!

— Nicht doch, Madame; dieser Gedanke macht den Menschen zum Gott. Der ist ein gar

großer Herr, der da weiß, daß er sterben kann wann er will.

— Nein, nein, nein; das ist nicht wahr. Das ist die Sache feiger Menschen — der tapfere Mann kämpft. Mich kann dies Los nicht treffen, denn ich bin ein Weib, schwach und feig; Sie aber sind ein Mann. Geben Sie mir das Messer.

— Was interessirt es Sie, Madame, ob ich früher oder später sterbe?

— Sie behandeln mich verächtlich, und glauben, daß Sie im Rechte sind. Sie haben unrecht. Alle Welt verwünscht, verleumdet und verurtheilt mich, und alle Welt hat Recht, nur Sie sind im Unrecht. Nur Sie dürfen mich nicht verurtheilen. Sie wissen, warum. So oft man auf mich tritt, wie auf einen kothigen Stein, müssen Sie daran denken, daß Sie aus diesem Stein einen Diamant hätten schaffen können. Ich liebte Niemanden — Niemanden und niemals. Sie wissen es gut, Sie kennen mich seit meiner Kindheit, was ich für meine Mutter fühlte, das war Furcht; was an meinen verstorbenen Robert mich knüpfte, das war grenzenlose Achtung; was mich meinem jetzigen Gemal in die Arme führte, das war kalte, eitle, weibliche Intrigue. Wer weiß, was noch aus mir werden kann? Das Sündenregister ist noch nicht voll. Aber Einen liebte ich, liebte ich wahr und innig, mit ganzem Herzen und ganzer Seele, wahr und inniglich.

Daß ich ihn liebte, es ist wahr, denn keiner Seele sagte ich davon. Aber — das ist nun vorüber.

Auf Béla machte diese Szene einen schmerzlichen Eindruck; er hätte sich so gerne davon befreit.

Seraphine erfaßte seine Hand.

— Wenden Sie sich nicht ab von mir. Sie wollten mein Richter sein: so hören Sie denn, was ich beichte, und urtheilen Sie dann. Ich habe nicht mehr das Recht, Jemandem zu sagen, daß ich ihn liebe, denn ich sagte dies so oft, wenn es nicht wahr gewesen; aber es gibt einen Gedanken, der mich mehr niederdrückt und zermalmt, das ist der Gedanke, daß es noch ein Weib gibt, welches ihn mehr und wahrhaftiger liebt, als ich, das sich seiner Liebe in dem Maße würdig machte, als ich sie verscherzte. Sehen Sie, dieser Gedanke tödtet mich und diesen Gedanken kann ich nicht verschweigen. Sie müssen von hier weggehen. Sie müssen, nicht weil man Sie hier gefangen nehmen könnte, denn schließlich habe ich Verbindungen, um Ihrem Schicksale auch in diesem Falle eine andere Wendung geben zu können; aber Sie müssen weg von hier, weil man in diesem Kastell in kurzer Zeit Ihre Gattin verleumden wird, weil sie von den Dienstboten begeifert werden wird und Sie es dann anhören müssen.

— Judith! — schrie Béla heftig auf.

— Beruhigen Sie sich. Man verleumdet sie unverdienter Weise. Ich sage es Ihnen. Ich reiße ein Stück aus meinem Herzen, indem ich Ihnen sage, daß man Judith unschuldiger Weise verleumdet.

O! mir thäte es sehr wohl, wenn sie wirklich schuldig wäre; wenn ich sagen könnte: jetzt kannst Du wieder wählen; doch es ist nicht wahr, Judith ist so rein und treu wie ein Engel. O! fühlen Sie meine fürchterliche Pein, Ihnen das sagen zu müssen?

— Ich danke, — stammelte Béla, indem er seine Hand der zitternden Dame entgegenstreckte.

— Sehen Sie, wie glücklich ich bin? Anstatt die Fäden, welche Sie an Judith knüpfen, zu zerreißen, helfe ich noch sie fester zu knüpfen.

— Und wer verleumdet sie? — fragte Béla begierig.

— Sprechen wir von Ihnen; Sie müssen sich darum befreien, um sie vertheidigen zu können. Sie müssen leben, weil eine Frau, welche Sie lieben, Ihres Schutzes bedarf. Uebergeben Sie mir nun das Messer?

Béla zog den in seinem Busen verborgenen Stahl hervor und übergab ihn lautlos Seraphine.

— Sehen Sie, das ist doch irgend ein Geschenk von Ihnen. Wohl heißt es, es sei kein

gutes, Zeichen, wenn Freunde einander Messer schenken; doch ich nehme auch das an. Sehen Sie wie thöricht ich bin. Statt mich zu freuen, daß ein steinhartes Herz, ein kaltes, erbarmungsloses Herz durch einen noch kälteren Stahl durchbohrt werden soll, stelle ich mich zwischen den Stahl und das Herz. Kann ich etwas dafür? Doch jetzt hören Sie an, welchen Plan ich ausgedacht habe, Ihnen zur Flucht zu verhelfen, damit Sie wieder mit Ihrer Frau zusammentreffen können.

Jetzt wandte Seraphine ihren Blick von Béla's Antlitz ab; bis dahin waren ihre Augen auf sein Gesicht geheftet, als sie aber von Judith und seinem Zusammentreffen mit ihr zu sprechen anfing, begann die Freude den Blick des jungen Mannes zu erhellen, da lauschte er jedes Wort begierig von Seraphinens Lippen ab, welche während des Sprechens so schön waren, und Seraphinen that diese Freude so weh; sie hatte sie verursacht, doch wollte sie es nicht sehen.

— Hören Sie also meinen Plan, er ist einfach und leicht ausführbar. Unweit von hier, auf der Pußta Hamwas, wohnt eine gute Freundin von mir; es ist die Gräfin Széplaki. Die Gräfin ist Witwe und hat einen einzigen Sohn. Sie bat mich, ihr Jemanden von meiner Bekanntschaft zum Erzieher für ihren Sohn zu empfehlen. Derselbe muß ein geborner Ungar sein, jedoch englisch und französisch sprechen. Als ich

Sie heute Morgens trotz Ihrer Verkleidung erkannte, war es mein Erstes, der Gräfin zu schreiben, daß ich einen entsprechenden jungen Mann gefunden habe. Ihr Name ist von nun an: Albert Komáromi. Sie werden noch diese Nacht abreisen, der Wagen wartet im Wirthshause am Ende des Dorfes. Den Empfehlungsbrief habe ich bei mir. In zwei Tagen reist die Gräfin nach der Schweiz, und Sie entfliehen mit ihr aus diesem unglücklichen Lande. Nach zwei Monaten wird die Gräfin einer Gesellschafterin benöthigen, die sie auf ihren Reisen begleitet, und eines schönen Tages wird dann Judith an Ihrer Seite sein.

Seraphine fühlte einen warmen Händedruck. Sie erwiederte ihn jedoch nicht, sie empfand keine Freude darüber wußte, sie es doch gut, daß er nicht ihr gegolten.

— Wer wird dann Anstoß daran nehmen, wenn sich der Erzieher und die Gesellschafterin in einander verlieben? — fuhr Seraphine krampfhaft l a c h e n d fort; — die Gräfin wird ihr Glück gewiß nicht zu hemmen suchen.

Seraphine fiel in ihren gewohnten sarkastischen Ton zurück.

— Gefällt Ihnen mein Plan?

Béla nickte stumm, daß er ihn annehme.

— Und jetzt „lieber Fritz," — weg mit allen sentimentalen Ideen: wir kennen uns abermals nicht mehr; gehen Sie zu Ihren Azaleen,

warten Sie Ihren Herrschaften mit Bouquets auf, Abends sehen Sie dann zu, daß Sie sich aus dem Staube machen.

In diesem Augenblicke knallten zwei Schüsse in der Nähe des Glashauses.

— Mein Jesus! rief — Seraphine aus, im unbedachten Momente des Schreckens sich auf die Brust Béla's werfend, mit beiden Händen dessen Gesicht verdeckend, als wollte sie ihn mit ihrem eigenen Körper schützen.

Das zweifache Gelächter, welches draußen erscholl, sollte als Beweis dienen, daß man den Aufschrei gehört und daß der Spaß vollkommen gelungen sei.

Der Fürst und Fertöy kehrten von der Jagd heim, und als sie, durch den Park kommend, sich dem Glashause näherten, war der Fürst es, welcher die Stimme Seraphinens erkannte. Man glaubte, daß sie in Gesellschaft der Fürstinnen Olga und Feodora sei und mit diesen ein Gespräch führe, worauf Fertöy ein Jägerstückchen ausführte und seine Doppelflinte losfeuerte, um den Damen eine angenehme Emotion zu verschaffen.

Durch die dichten Blumengruppen und geblendet von der Sonne, welche auf die Glasscheiben schien, konnten sie nicht bemerken, wer drinnen sei.

Als die Herren zur Thüre gelangten, hatte

Seraphine bereits wieder ihre Rolle aufgenommen; sie schritt mit liebenswürdigem Trotz den beiden Nimrods entgegen, und verlangte zu wissen, wer der Unglückliche gewesen, der den Schuß abgefeuert?

Der Fürst verrieth es, daß Fertöy es gewesen.

— Ihr Glück; denn Ihnen, Fürst, hätte ich es nie verziehen.

— Und Ihrem Gatten verzeihen Sie es? — fragte der Fürst scherzend.

— O, wenn ich weiß, daß er mich schrecken will, habe ich keine Furcht.

— Und sind Sie wirklich erschrocken?

— Wie nicht?! Wenn außer dem Gärtner Jemand Anderer hier gewesen wäre, würde ich ihm unbedingt ohnmächtig in die Arme gesunken sein.

— Ist also wirklich Niemand sonst als der Gärtner hier? — frug Fertöy herumspähend.

— Keine Seele, — erwiederte Seraphine. — Die Gärtner zählt man in Moskau nicht zu den Seelen, nicht wahr, Fürst? . . . Ich habe Bouquets für uns bestellt.

— O schöne Gnädige, sprechen Sie nicht so verächtlich von meinem Gärtner. Er ist mir von der gottseligen Fürstin als gut erzogener Junge besonders anempfohlen worden.

Seraphine erschrak sichtlich; — der Fürst hatte ein gefährliches Thema berührt.

Fertöy brach in spöttisches Gelächter aus.

Der Fürst war der Meinung, daß Fertöy über seine Bemerkung lache.

— Belieben mir zu glauben, daß ein Gärtner sehr viel „Latein“ verstehen muß. Ich verstehe nicht um die Welt die Hälfte von dem, was dieser Junge weiß, trotzdem, daß ich einen „Hofmeister“ gehabt, der mich seiner Zeit sehr stark mit den Wissenschaften marterte. Ich muß mich oft über das riesenhafte Gedächtniß meines Gärtners wundern, welcher all' die tausend Pflanzen und Blumen beim Namen zu nennen weiß.

— Ah, das ist unmöglich; fiel Fertöy ein, villeicht sagt er nur das, was ihm eben einfällt.

— Au contraire! er nennt jede Blume beim rechten Namen.

— Na, da könnte ich ihn in's Examen nehmen, denn auch ich bin ein großer Botaniker.

Seraphine begann Böses zu ahnen. Sie wußte es, daß Fertöy nichtsweniger als Botaniker sei. Er wollte offenbar mit dem Jungen anbinden.

— Belieben zu versuchen! — empfahl der Fürst. — Lieber Friedrich! Zeige diesem gnädigen Herrn, daß Du Dein Metier verstehst.

Auf diese Art produziren große Herren ihre dressirten Hunde.

Die Herrschaften traten in's Glashaus.

Voran schritt Fertöy, hinter ihm Béla als Gärtner, dann kamen der Fürst und Seraphine neben einander.

Seraphine betrachtete Béla mit besorgtem Blick, doch beruhigte sie sich bei seiner ersten Bewegung; Béla spielte seine Rolle meisterhaft und hätte auf dem Theater sicherlich Triumphe geerntet.

Vor Allem nahm er als gut erzogener Diener die Mütze vom Kopfe, während die Herrschaften bedeckt blieben; da bemerkte Seraphine erst, daß Béla auf dem Scheitel derart sich die Haare abrasirt hatte, daß sein Gesichtsausdruck einen entschieden fremden Typus annahm. Dabei zog er den Hals gerade so in den Rockkragen hinein, wie es gelernte Gärtner zu thun pflegen, wahrscheinlich deshalb, damit ihnen die Raupen nicht in den Hals fallen. Was er deutsch sprach, war in einem Lerchenfelder Dialekt gehalten, so daß ihm Niemand anmuthen konnte, er hätte diese Sprache in irgend einer Schule gelernt. Was ihn am unkenntlichsten machte, war seine Freundlichkeit und Demuth, denn nie hatte man ihn in anderen Zeiten als demüthigen Menschen gekannt.

Mit größter Bereitwilligkeit und fließend zitirte er die Namen der verschiedensten Pflanzen, wie es eben Fertöy von ihm verlangt hatte,

welcher sich im Anfang damit begnügte, die Beiwörter der in „us“ endenden Hauptwörter auf dieselbe Endung zu korrigiren, und Béla besaß hiebei so viel Selbstbeherrschung, daß er ihn darüber nicht aufzuklären suchte, daß in der lateinischen Sprache die Namen der Bäume und Gesträuche dem weiblichen Geschlechte angehören.

— Nun, — sagte der Fürst triumphirend — ist das nicht Wissenschaft!... Dem Fürsten verursachte diese Art des „Sports“ eine eben so große Freude, als hätte sein Dachshund einen Fuchs aus seinem Loche gejagt.

— Wahrlich! — sprach Fertöy, — es ist schade für Dich, Freund Fritz, daß Du nicht Professor geworden, da es doch so viele Esel in der Schule gibt.

— Wie viele mag es erst damals gegeben haben, als Sie noch in die Schule gingen, — bemerkte Seraphine anspielend.

Der Fürst lachte; Fertöy hatte dagegen die gute Gewohnheit, den Rippenstoß, den er von seiner liebenden Gemalin erhalten, stets einem Anderen weiter zu geben.

— Wie heißt dieses Gewächs da? — frug er Béla hastig, auf einen blühenden Stock hindeutend.

— Das ist, bitte gehorsamst, eine Gloxinia.

— Und dies da?

— Eine Zinnia.

— Das ist eine Lüge. Diese ist ein Zinnia, und jene die Gloxinia.

Der Gärtner verbeugte sich tief, und erwiederte mit stoischer Selbstbeherrschung:

— Wenn es Euer Gnaden so finden, kann ich Nichts dagegen einwenden.

— Und was ist das hier?

— Mit Verlaub, eine Zebrablume.

— Woher stammt sie?

— Aus Madagaskar, mit Verlaub!

— Auch das ist eine Lüge; ich weiß es recht gut, daß diese Blume nur auf den Antillen heimisch ist, und sonst nirgends.

Der Gärtner ergab sich demuthsvoll und sprach: „Es ist wohl möglich!"

— Was ist Dies?

— Eine Sicus elastica.

— Hat sie schon Früchte getragen?

— Bitte, dieser Strauch pflegt keine zu tragen.

— Dumme Rede. . . Ich selbst züchtete ihn, und er trug Früchte so groß wie meine Faust. Dumme Reden, sage ich.

— Donner noch einmal! — fiel der Fürst ein, Sie verstehen es ja so prächtig, mit dem Gesinde grob zu sein, als hätten Sie von Kindesbeinen an stets nur mit der Maßregelung russischer Muyiks zu thun gehabt.

Fertöy stand in diesem Augenblicke so nahe bei Béla, daß sich beinahe ihre Nasen berührten.

— Nun, lieber Fritz, genug von Deiner Theorie, gehen wir nun zur Praxis über: wie pelzt man eine Melone in eine Ananas?

Béla gab hierauf keine Antwort, sondern warf einen schiefen Blick auf den Fürsten, preßte seine Kappe unter den Arm, zog aus seiner Westentasche eine Tabaksdose hervor, nahm eine tüchtige Prise und sah dabei abermals den Fürsten an, als wollte er sagen: ich bin nur ein Bauer, dieser Herr ist etwas Edleres, aber jedenfalls nur ein — „Roß."

Seraphine war mit „Béla" sehr zufrieden. Er durfte zwar den allgemeinen menschlichen Stolz nicht verrathen, doch durfte er auch in seiner Unterthänigkeit nicht so weit sinken, daß er nicht einmal den speziellen Gärtnerstolz durchschimmern ließ, denn das hätte abermals Verdacht erregt.

Er hatte in Wahrheit seine Rolle so gut gespielt, daß es selbst Fertöy in Verwirrung brachte, welcher bereits in seinem Verdachte schwankend wurde. „Es ist doch nicht Béla Lávay"— dachte er.

In dem Momente gelangten sie zu einem prächtigen Aquarium.

In dem aus karrarischem Marmor gemeißelten Bassin schwammen auf der krystallhellen

Oberfläche des Wassers Pflanzen neuester Gattung, darunter eine Lotos aus dem Nil, welche am heutigen Tage den Kelch ihrer ersten Blume im Rosakarmin mit goldschimmerndem Blüthenstaub entfaltete, während die großen, dunkelgrünen Blätter mit den rothen und gelben Adern auf der Wasserfläche sich ausbreiteten.

Diese seltene Prachtblume lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich.

Diese schöne Blume war es, aus deren Kelch Fertöy's Bosheit jenes Gift saugen wollte, welches seinem Gegner, wenn er's wirklich war, die wahre Gestalt wiedergeben sollte.

— Sehen Sie, — sagte der Fürst, — dieses Prachtexemplar habe ich unter meiner eigenen Aufsicht aus dem Pariser „Jardin des plantes" mitgebracht, und sehen Sie, heute blüht es schon.

— Wie ist der Name dieser Blume? — beeilte sich Fertöy zu fragen.

— Lotos! Lotos! — antworteten der Fürst und der Gärtner zu gleicher Zeit, in einem Tone, als verwunderten sie sich darüber, daß es einen Menschen geben könne, welcher eine „Lotos" nicht auf den ersten Blick erkennt.

— Das weiß ich, das weiß ich, — fiel Fertöy ein, — ich wollte nur erfahren, ob sie nicht den Namen irgend einer hohen Dame trägt?

— O ja! — betheuerte der Fürst —

und, sich gegen Béla wendend: — Wie ist nur der Name, mir entfällt er so leicht?

— „Reine d'Egypte Semiramide.“

— Richtig, so ist's, das ist der Name! — stätigte der Fürst.

— Ah bah! . . . scherzen Sie nicht, Fürst, — bandelte Fertöy in naivem Tone. — Als hätte ich nicht bereits von dieser berühmten Lotos gehört, welche in Ihrem Aquarium auf den Namen einer schönen Frau getauft wurde.

— Ich bin der Meinung, daß „Semiramis“ einst eine genug schöne Frau gewesen.

— Ja einst, zu den Zeiten des Triumvirats; hier ist aber von einer lebenden Frau die Rede, der Euer fürstlichen Gnaden den Hof zu machen belieben; . . . o, wir kennen das sehr gut.

— Bei Gott, ich weiß nichts davon. Das ist eine egyptische Königin.

— Eine Königin? . . . Da muß ich aufrichtig gestehen, daß ich meine Aufmerksamkeit diesem jetzt lebenden Genre nicht zuwandte, wenn nicht von Ballköniginnen die Rede ist, oder von Theaterköniginnen! . . .

— Na, damit lassen Sie mich in Ruhe, daran ist nichts. Sie bringen dies nur deshalb vor, um mich vor gewissen Ohren in Mißkredit zu bringen.

— Ich weiß, was ich weiß, Fürst. Sage mir einmal, Meister Fritz, den wahren Namen

dieser Blume; zu welcher Zeit hat sie der Fürst auf den Namen einer sehr, sehr schönen Frau getauft? Nun bekenne! ... Oder soll ich Deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen?

Seraphine bemerkte mit zitternder Angst, wie sich Béla aus seiner demüthigen Stellung emporrichtete, wie seine Gesichtszüge den ursprünglichen stolzen Ausdruck annahmen, und wie er seine Mütze trotzig auf den Kopf setzte.

Fertöy neigte sich mit einem dämonischen Hohnlächeln gegen ihn.

— Nun, Meister Fritz, heißt diese moderne Schönheit nicht etwa: „Reine du théatre Madame Lávay .....?"

In diesem Momente versetzte der Gärtner dem Fragenden einen so derben Faustschlag in's Gesicht, daß derselbe rücklings in das Aquarium stürzte, mit seinem unverhofften Besuche alle egyptischen Königinnen des nassen Königreichs zu Tode drückend, während sich der Gärtner mit Blitzesschnelligkeit durch das offene Fenster des Glashauses schwang.

Der Fürst, über die Szene empört, griff nach seiner Büchse und zielte nach dem Flüchtling.

Bevor er losbrennen konnte, faßte Seraphine seine Hand und riß den Lauf des Gewehres bei Seite.

Der Fürst kam aus seiner Verwunderung nicht heraus. Ein Bauer versetzte einem Herrn

ohne jegliche Ursache einen Faustschlag, er will ihn deshalb züchtigen, und die eigene Gattin des Mißhandelten hält die strafende Hand zurück.... Wie soll man das verstehen... Im nächsten Augenblicke war der Frevler im Gebüsche verschwunden.

Zum Glück konnte Fertöy, welcher sich mittlerweile auf dem Grunde des Miniaturmeeres befand, nichts von der Szene bemerken, und als derselbe nach einigen Minuten gleich einem Wassergott mit von Moos und Schilf bedecktem Haupte aus den Fluthen tauchte und zu husten und schnauben begann, fand der Fürst die Szene so ergötzlich, daß er darüber den Tod seiner „Semiramide“ und den Flüchtling vergaß.

Was Spiel, und was kein Spiel ist.

Erinnert ihr Euch noch jener traurigen Zeiten, wo man sich in grobe Bauerntracht kleidete, in wirkliche Bauerntracht, welche nach Fett roch, wo man große plumpe Stiefel trug, und zum Kutscher oder zum Ackerknecht wurde; wo der Gelehrte, der Dandy Pferde striegelte, oder Ochsen trieb.

Und wenn man sie trotz ihrer Verkleidung erkannte, gingen sie weiter, gaben sich für einen andern Bauer aus, und nahmen in andern Häusern Dienst.

Wenn man von Einem in der Gegend zu viel sprach, da nahm er den Wanderstab und ging, um der Welt auszuweichen, in die Wälder, in die Gebirge, auf Stegen, welche das Hochwild durch das Dickicht gebrochen.

Vorsichtig wurde jedem Dorfe ausgewichen, bis man erfuhr, was für Volk es bewohne, ob man seine Sprache verstehe, ob es dem Ungar nicht feindlich gesinnt, ob keine Gensd'armen

im Orte seien. Man kehrte nur in den äußersten Häusern ein, und vermied sorgfältig jedes Schindeldach.

Die armen Flüchtlinge verkrochen sich in der Tiefe des Waldes in Baumhöhlen, um dort dem Brausen des Sturmes und dem ängstlichen Pochen des eigenen Herzens zu lauschen... Sie irrten in finsteren stürmischen Nächten, wo selbst die Raubthiere in ihre Höhlen sich verkriechen, und segneten das Unwetter, welches sie mit seinen unheilvollen Schwingen vor ihren Verfolgern schützte.

Doch was war das Wetter, was die grimmigen Verfolger, was die Ohnmacht des Körpers gegen das, was in der Seele der Flüchtlinge vorging... Der Gedanke an eine verlorene Vergangenheit und das Gespenst einer martervollen Zukunft. Das waren die Schatten, welche sich an ihre Fersen hefteten. Die Hetzhunde der Seele, die sie von allen Seiten anbellten, sie würgten und zerfleischten, und keine Rast und Ruhe gönnten.

Wenn erst der Flüchtling eine junge Gattin zu Hause hatte! Eine junge Gattin, der sich der Gatte nicht nähern „darf.“ Wie lange währt die Treue des Weibes? Ist überhaupt etwas Wahres an dieser Treue?...

Diejenigen, die sich dieser Zeiten erinnern können, an jene Gefühle zurückdenken, unter deren

Eindruck die Geschichten, die ich hier erzähle, entstanden, werden es begreifen, daß mit einem solchen Stachel im Herzen, wie Fertöy einen in das Herz Béla's stieß, man nicht hingeht, um eine ruhige Erzieherstelle anzunehmen, und abzuwarten bis die Gattin nachkommt, sondern man befragt die Sterne des mächtigen Himmels, wo der Süden ist, und tritt die schleunigste Heimkehr an.

Zwei Wochen vergingen, bis Béla von so großer Entfernung auf Umwegen, manchmal tagelang verborgen, oft auf Irrwege gerathen, die Hauptstadt erreichen konnte. Die letzte Nacht brachte Béla in den Lehmgruben der Kerepescher Ziegeleien zu.

Zu seinem Glücke trat Regenwetter ein, und Béla konnte bis auf die Haut durchnäßt, in seinen kothigen Kleidern sich zwischen eine Truppe von Taglöhnern mengen, die man ungehindert die Mauth passiren ließ.

Er eilte straks zum Nationaltheater, obgleich er sich gerade vor diesem Orte hüten sollte, da er dort die meisten Bekannten hatte... Wer würde ihn aber in seinen kothigen Lumpen erkennen?

Am Thore war ein großer Zettel angeklebt, und er konnte beim Scheine der Lampe deutlich lesen: „Benefiz-Vorstellung der Frau Lávay“.

Er fühlte nicht mehr das kalte Peitschen des Regens; Körper und Seele wurden von höllischem Feuer erfaßt.

Heute ist also Judith's Benefiz! deßhalben eilen so viele Leute, trotz des bösen Wetters ins Theater, deßhalb rollen so viele glänzende Equipagen vor das Thor . . . Und gegen einen Jeden empfand Béla die glühenste Eifersucht, überhaupt wenn sie in Equipagen kamen.

Er wartete an die Mauer des nachbarlichen Hauses gelehnt, auf den Beginn der Vorstellung, und betrachtete die Gesichter der Kommenden, wie sie durch den Lampenschein auf einen Augenblick beleuchtet wurden. Viele seiner Bekannten gingen vorüber, doch Keiner sah ihn an.

Judith mußte schon längst drin sein, um sich anzukleiden.

Ein Gärtnerbursche geht mit einen großen Bouquet vorüber, welches er mit seiner Schürze verdeckt. Dieses Bouquet schickt gewiß „Jemand" an Judith.

Wie wandelte es ihn an, den Mann am Kragen zu fassen, ihm den Blumenstrauß zu entreißen und denselben im Koth zu zertreten. Da hätte er aber erst erfahren, daß es kein Gärtnerbursche, sondern ein Theater-Diener sei, welcher keinen Blumenstrauß, sondern ein Glas Bier für irgend einen Cho-

risten, welchen die Hitze im Theater durstig gemacht, unter seiner Schürze trägt.

Bald begann die Musik. Der Schall der großen Trommel drang auf die Straße hinaus. Es wird somit die Vorstellung bald beginnen.

Béla war im Geiste selbst anwesend in den bis zum Erdrücken gefüllten Hause, und wartete, daß der Vorhang aufgehe. Der Beifallssturm, der auf die Straße drang, zeigte an, daß Judith die Bühne betreten habe. Wie lange man ihr entgegenklatscht. Wer diese Begeisterten wohl sein mögen? Wie sie heißen, warum sie klatschen, was für Recht sie haben?

Dann trat Stille ein, das Publikum lauschte dem Spiele und der Deklamation Judith's, das übrigens Niemand mit solch gespannter Aufmerksamkeit, als Béla draußen, der weder sieht, noch hört, aufnimmt. Jede Kutsche, die die Straße hinunterrollte, erregte seinen Aerger: warum störl sie auch die Aufmerksamkert der Zuschauer zu solcher Zeit?

Und vom Neuem erdonnert der Applaus. Vielleicht gilt er diesmal nicht Judith, sondern sicherlich einer Zweiten, Dritten, die vor die Lampen getreten. Béla ist aber trotzdem auf jeden Applaus so eifersüchtig. — Darin drückt sich die Liebe aus, die durch die Wuth gesteigert wird, und der Stolz, der mit der Erniedrigung kämpft. Jeder Beifallssturm, den der Gatte vernimmt, verkündet ihm, daß

diejenige, die er liebt, in diesem Momente Königin und Dienerin ist, die Königin des unabhängigsten Volkes, und die Dienerin des despotischesten Herrn — des Publikums.

Er bebt vor dem Gedanken, jetzt d'rin zu sein und sie zu sehen und dennoch drängte es ihn so sehr, sie zu sehen, ohne selbst bemerkt zu werden, und in ihren Zügen die Wahrheit zu prüfen, damals, wenn sie sich verstellt.

Wenn man nur ein Eintrittsbillet bekommen könnte, ohne daß er zur Kasse gehen müßte, wo man ihn im Augenblicke erkennen würde, Wie aber das anstellen?

Vielleicht trifft sich gegen das Ende der Vorstellung dennoch ein so vortrefflicher Mensch, der ein frisches Beefsteak höher schätzt, als die Hinrichtung der Bühnenhelden und dieselbe dennoch verläßt. Von einem so groben Jungen könnte man das Retourbillet verlangen. — So ist es im Thore des Theaters üblich.

Schon nach dem dritten Aufzuge kamen in der That einige Marodeure unter großem Lärm heraus. Béla ballte die Faust und wollte ihnen entgegengehen, wahrscheinlich,um mit ihnen anzubinden, warnm sie so zeitlich das Theater verlassen.

— Die Hitze drin ist unausstehlich! Ich konnte mich nicht weiter vordrängen, als bis zum Thürvorhang, und von da aus sah ich nichts. Und doch bin

ich nur zu dem Zwecke in Pest geblieben, um Madame Lávay zu sehen.

Béla verzieh ihnen und lehnte sich wieder an die Thürpfosten.

Wieder kam Jemand aus dem Theater. Der kam wahrscheinlich blos vom Hofe her, denn seine Zigarre brannte. Béla bemerkte dieß nicht. Er zog seine Mütze tief in die Augen und sprach den Ankömmling verschämt an: „Ich bitte um das Retourbillet!"

Der Angesprochene mißverstand die Bitte und gab ihm den Zigarrenstumpf, den er wegzuwerfen eben im Begriffe stand, mit den Worten hin: Hier hast du Freund, und werde damit glücklich!

— Was wird da d'rin für ein Stück gegeben?

— Eine Königin, die ihren Liebhaber zum Tode verurtheilt, weil er ein Aufwiegler war.

Man sagte, dies soll Judith's Meisterrolle sein. Andere behaupteten, sie werde nicht genug treu die Verzweiflung der Frau wiedergeben, wenn die Königin und die Geliebte in ihrem Herzen miteinander kämpfen; sie wird mehr Königin als Geliebte sein. Auch das mußte man berücksichtigen, daß sie erst unlängst aus einer schweren Krankheit auferstanden war; sie muß daher ihre Nerven schonen. Viele wollten sogar bemerkt haben, daß Judith seit längerer Zeit sehr zerstreut sei und erklärten dies verschieden.

So viel ist gewiß, daß der Regisseur sie auch bei dieser Gelegenheit auf alle Bühnenerfordernisse aufmerksam machen mußte, damit sie nichts mit sich auf die Bühue zu nehmen vergesse. Hier ist das Gift — hier der Dolch, hier der wegzuwerfende Ring; hier sind die versiegelten Briefe. Das alles nennt man in der Bühnensprache Requisiten.

Schon war Judith im ersten Akte angekleidet, als der Regisseur nochmals an ihre Thüre klopfte:

— Ein Brief.

— Ich danke. Legen Sie ihn gefälligst zu den übrigen auf die Tasse.

— Das ist aber kein Requisitenbrief! er ist an Sie selbst gerichtet; kam soeben mit der Post und trägt die Aufschrift: „Dringend“.

Judith nahm den Brief in Empfang, und erkannte im Momente die Handschrift Seraphinens.

Draußen gab man schon dem Orchester das Zeichen, aber der Brief war dringend, sie konnte ihn bis dahin noch durchlesen.

Der Brief lautete:

„Liebe Judith! Ich benachrichtige Dich von einem unglücklichen Ereignisse, das ich bisher vor Dir geheim halten mußte, da ich glaubte, es noch verhindern zu können. Als ich jüngst mit Fertöy im Kastell des Fürsten Wolozoff war, erkannte ich in dessen Hofgärtner Deinen Béla“.

Judith schrak zusammen, als ob sie ein Blitzschlag getroffen hätte. „Aber nicht nur ich habe ihn erkannt, sondern auch Fertöy."

Judith lehnte sich zitternd an ihren Garderobetisch.

„Ich eilte Fertöy zuvorzukommen und sprach mit Béla; ich rieth ihm, von dort zur Gräfin Szélaknay zu gehen, die ihn als Erzieher ihres Sohnes in's Ausland nehmen werde, wohin du ihm dann folgen könntest. Er ging auch darauf ein."

Judith's Stirne zog sich in Falten zusammen. Was haben diese hohen Damen nöthig, Béla zu schützen? Sie wußte, daß die Gräfin Szélaknay auch jung sei.

Diesen Wolkenschatten wischte bald der Sturm von ihrer Stirne, der aus den übrigen Zeilen des Briefes heraufbeschworen wurde.

„Die Dazwischenkunft Fertöy's verhinderte die Ausführung dieses Planes; dieser würde, als er mit deinem Béla in Wortwechsel gerieth, von demselben in einer Weise verlezt, die ein Mann niemals verzeihen kann."

„Béla verschwand nach diesem Auftritte plötzlich aus dem Schlosse, — Niemand wußte wohin; ich allein ahnte, daß er nach meinem Rathe sich zur Gräfin Szélaknay geflüchtet. — Ich wollte der Gräfin nicht schreiben, damit meine Briefe nicht Jemanden auf seine Spur bringen. Zwei Wochen

waren seit diesem Ereignisse vergangen, als ich von der Gräfin einen Brief bekam, in welchem sie mir mittheilte, daß der von mir anempfohlene Erzieher noch immer nicht bei ihr eingetroffen sei. — Béla hat sich also nicht dorthin geflüchtet."

Es that Judith wohl, dies zu erfahren! Aber weiter, was weiter?

„Daß Fertöy seinem Beleidiger nachspäht, weiß ich gewiß.

Seine Ahnung ist mit der meinigen identisch. Er erweckte in dem Gatten die Eifersucht gegen seine Frau; Béla wird daher auf dem Lande nirgends bleiben, er wird nach Pest eilen. Die Eifersucht sieht nur einen Gegenstand und ist gegen alles Andere blind, deßhalb bitte ich Dich, den Rath deiner alten Freundin nicht übel aufzunehmen, verlasse Pest je eher, komme in unsere Gegend auf Gastrollen. In einer Provinzialstadt liefe Béla nicht so Gefahr, wenn er Dir begegnete, als in Pest. Du kannst es am besten wissen, warum? Dort kennt ihn Jedermann; dabei verfolgen tausend mißtrauische Augen Deine Schritte und weiß es Jeder, daß die Spuren seiner Fußtritte in Deinem Hausthore enden werden." . . .

Judith konnte nicht weiterlesen; die Welt verdunkelte sich vor ihr; sie sank auf einen Sessel nieder.

Béla verfolgt und auf der Flucht zu ihr; auf seiner Spur der geschworene Feind Beider. Wenn ihn der Verfolger früher erreichen sollte, als er mit seiner Frau zusammentreffen kann. Judith fühlte es, daß sie unter der Schwere dieses Gedankens ersticken müsse.

„Das Spiel hat begonnen, es folgt nun Ihr Auftreten! klang die Mahnung des Regisseurs zur zur Thüre herein.“

Ach! in diesem Momente spielen l Mit diesem verstörten Antlitze vor die Lampen treten; mit diesem Zittern an allen Gliedern königlichen Stolz heucheln; eine Rolle vortragen mit einem Wehrufe auf der Zunge, der in jedem Augenblicke losreißen will; künstlerische Affekte zur Schau tragen mit dem Dolche der Verzweiflung im Herzen!

Und doch muß es geschehen. Du bist ein Sklave; also vorwärts dein Herr wartet.

Judith taumelte auf die Bühne. Langer Applaus empfing sie; niemals wurde ein Gladiator, der vor dem Publikum so schön zu sterben weiß, mit verdienterem Beifall überschüttet. War doch auch jedes Wort, das Judith sprach, ein Tropfen ihres Herzblutes.

Jeder sagte, sie habe noch nie so schön gespielt.

Selbst die Kritik anerkannte, daß sie alle Erwartungen übertraf. Die Szene, in welcher sie mit

sich selbst kämpfte, indem sie als liebevolles Weib Denjenigen retten will, den sie in dem Zorn der Königin auf das Schaffot stieß, wie treu gab sie Judith, und wie malte sich der Kampf des innern und des äußern Menschen in ihren Zügen ab.

Die sie sahen in der Szene, wo sie allein bleibt und sehnsüchtig auf die Zurückkunft ihrer Abgesandten wartet, die für den verurtheilten Geliebten die verspätete Begnadigung gebracht; die sie sahen, wie die aufgeregte Fantasie ihr die Schreckensszene mit blutigen Zügen malt, und als sie zurückkamen mit der Botschaft, daß die Gnade zu spät gekommen, der theuere Kopf im Staube liegt, und wie die Königin niedersinkt, die Krone weit weg von sich schleudert — wer dies gesehen, der muß glauben, dies sei der Höhepunkt der Kunst, und sie klatschten Beifall der Schauspielerin, die die Leidenschaft des Weibes so darzustellen im Stande ist.

Aber auch Diejenigen, die sie dann am Boden liegen sahen, als der Vorhang bereits gefallen war, und die sie wahre Thränen vergießen sahen; Diejenigen auch, die sie halbtodt vom Boden aufhoben und und in ihr Zimmer trugen, die ahnten, daß dies mehr sei als bloßes Spiel. Derjenige aber, dessen Bild Judith während des ganzen Spieles vorschwebte, war so nahe. Er ging auf und ab vor dem Theater.

Zu Ende der Vorstellung kamen die Equipagen und Lohnwägen an und bildeten eine lange Phalanx vor dem Theater.

Béla musterte sie mit verdächtigem Blick. Welcher Wagen wird es wohl sein, der Judith nach Hause führt? Dem Wagen wollte er dann nachrennen und auf solche Weise die Wohnung Judith's erfahren.

Die Vorstellung war zu Ende, die Wägen rollten einer nach dem Andern vor die Halle des Theaters; kein einziger aber fuhr vor den Ausgang des Ankleidezimmers.

Auch der letzte Lohnkutscher war müde geworden, seine Dienste vergeblich anzubiethen, und fuhr zurück, die Straße wurde endlich leer.

Das thut Béla so wohl. Judith fährt also in keiner Equipage; sie ist also keine Favoritin der großen Herren, wenn sie selbst nach ihrer Benefizevorstellung zu Fuße nach Hause geht.

Dann gingen auch die Schauspieler nach Hause, die ihre Rollen früher beendet hatten.

Béla lauschte begierig, was sie von der Vorstellung sprachen.

— Na das war ein guter Tag.

— Es bleiben fünfhundert Gulden „rein."

— Das wird ein Kassastück.

Die Straße war schon vollständig ruhig, als die Thüre des Ankleidezimmers zum letzten Male

sich öffnete und eine Frauensgestallt heraus trat, die Béla auch im dunkel der Nacht erkannte. Er erkannte sie an ihrem Gange, an ihrer Haltung, an ihrem Schatten, an ihrem Tritt. Es war Judith.

Sie kam allein mit einem Dienstboten, der ihre Kleider in einem Korbe trug.

Es regnete unaufhörlich; Judith mußte selbst den Regenschirm halten. Wäre ein galanter Mann in der Nähe gewesen, würde ihr den Schirm aus der Hand nehmen und ihn über ihren Kopf halten.—

Béla stand an den Pfosten gelehnt. Judith ging so nahe an ihm vorüber, daß sie ihn mit den Kleidern streifte. —

Béla sah ihr aufmerksam in's Gesicht, als sie an der Lampe vorüber ging. Auf den schönen edlen Zügen lag tiefe Betrübniß ausgegossen. Dieses Bild brannte sich ihm ins Herz.

Judith blickte nur starr von sich hin; sie nahm Béla nicht wahr.

Béla ließ sie vorangehen und folgte ihr nur aus der Ferne, um keinen Verdacht zu erwecken.

Sie ging nicht in.die alte bequeme Wohnu ng in die Stadt; sie wohnte jetzt in einer Vorstadt. Vor einem neuerbauten Hause blieb sie stehen, klingelte und entschwand bald darauf Béla's Blicken.

Béla blieb noch draußen, um Acht zu geben, was für Fenster beleuchtet werden. Im zweiten Stock links. Er durfte nicht fragen.

Jetzt aber mußte er jeden Schritt genau überlegen, wie Jemand, der stehlen geht.

Er klingelte dem Hausmeister.

Vor diesem mußte er die erste Probe bestehen.

— Ich komme vom Theater, ich bin der Diener; ich habe den Smaragdring der gnädigen Frau gefunden, den sie auf der Bühne verloren hat, er lag zwischen den Koulissen, ich habe ihn gefunden.

Der Hausmeister besah den Ring; es war ein echter Smaragd, derselbe Ring, den Judith am Trauungstage mit Béla gewechselt.

— Gut geben Sie ihn her ich werde ihn hinauftragen.

Béla lachte.

— Wissen Sie, mein Freund, auch mir wird ein Trinkgeld gut thun, ich werde ihn selber hinauftragen. Lassen Sie die Thüre offen, ich komme gleich zurück.

Er mußte auch darauf bedacht sein, daß der Hausmeister Acht gebe, daß Niemand in's Haus komme.

— Nicht nothwendig; Sie können durch das Wirthshaus gehen; es war auch unnöthig zu läuten. Bekannte können durch's Wirthshaus gehen. Der Hausmeister ging dann in sein Zimmer zurück.

Beim Dienstmädchen mußte es schon schwerer halten, sie mit der Rolle des Theatersdieners zu täuschen, denn ohne Zweifel kannte sie ihn.

Auf den Korridor konnte er sich nicht gut orientiren, erwußte nicht, welche Thüre in die Wohnung Judith's führe.

Während er darüber nachdachte, that sich plötzlich eine Thüre auf und Judith's Mädchen trat heraus, mit einem Krug in der Hand; ohne Zweifel ging es an den Brunnen. Die Thüre des Vorzimmers stand jetzt offen.

Béla zog sich bei Seite, so daß er von dem Mädchen nicht konnte bemerkt werden.

Als das Mädchen vorübergegangen, schlich er rasch durch die Thüre in das Zimmer, wie ein Dieb.

Im Vorzimmer brannte eine Nachtlampe, bei deren Licht er drei Thüren bemerkte, zwei führten in's Zimmer, die dritte in die Küche.

Béla drückte auf die Klinge der einen Thür. Er befand sich in einem Alkoven, dessen Hintergrund ein Bett mit weißen Vorhängen einnahm.

Den Alkoven trennten Vorhänge von einem geränmigen Zimmer, welches jetzt beleuchtet war.

Béla verbarg sich hinter den Vorhängen, durch deren Gewebe er in das Zimmer sehen konnte. —

Er sah seine Frau dort sitzen vor einem gedeckten Tisch, auf welchem ihr bescheidenes Nachtmal stand.

Die Speisen sind unberührt, das Glas ist leer; Judith starrte in das Lampenlicht, sie saß unbeweglich wie eine Todte, und auf ihrem Gesichte lag der Ausdruck des Unendlichen, mit welchem der hoffnungslose Kummer die lebenden Züge versteinert. Die Augen wollen den Gedanken folgen, die über den Gesichtskreis hinaus schweifen.

Die Speisen wurden kalt; die lebendige Säule bewegte sich, sie hob ihre Hände in die Höhe und in ihren gefalteten Händen glitzerte Etwas. Es war ein in Gold gefaßtes Medaillon.

Béla kannte das Medaillon, hatte doch er es Judith gegeben.

Die Frau legte hierauf das Medaillon auf die Flache Hand, und als sie es so lange ansah, da thaute ihr Blick wieder auf, ihre Züge verloren die Starrheit, aus ihren Augen drangen Thränen und ihre Lippen bewegteu sich, als spreche sie zu dem Bilde, als ob sie es warnte, ihm Vorwürfe machen würde.

Die beiden Hände brachten das Bild immer näher den stammelnden Lippen; als es ihre Lippen berührten, konnte sie sich nich länger faßen; sie sank schluchzend nieder auf das Medaillon und bedeckte den Kopf mit den Händen.

Da fühlte sie einen Kuß auf der Hand, einen warmen Kuß.

Erschrocken blckte sie auf: — Das Bild stand lebendig vor ihr.

Und es war ein guter Gedanke von der Frau, daß sie in diesem Augenblicke ihren eigenen Aufschrei und die Worte ihres Gatten in einen Kuß begrub.

Wie viel mußte dieser Kuß sagen.

Wie habe ich dich erwartet, wie habe ich um deinetwillen gelitten, wieviel träumte ich von dir, wie liebe ich Dich! Wie zittere ich, wie fürchte ich für Dich, wie beschützte ich Dich. Wie stark bin ich und wie schwach. Wie freue ich mich und wie schaudert's mich bei Deiner Anwesenheit. Wie glücklich bin ich und wie verzweifelt.

Die äußere Thüre knarrte.

— Fort, fort! in die innere Stube.

Judith öffnete plötzlich eine kleine Thüre die in das Zimmer führte, daß ihr als Studirstube diente, und schob Béla hinnein, bevor das Mädchen eintrat.

Als das Mädchen ins Zimmer kam, saß Judith schon vor ihrem Tische, und begann den Braten zu verspeisen.

Das Mädchen blickte neugirig im Zimmer umher.

— Tihamér ist schon weggegangen?

— Wer? fragte Judith und trotz ihrer gewohnten Selbstbeherrschung zitterte sie an allen Gliedern.

— Der dumme Theaterdiener läßt sich Tihamér nennen.

— Das wußte ich nicht.

— Der Hausmeister sagt, daß der Diener den verlorenen Ring der gnädigen Frau gefunden und zurückgebracht habe.

Jetzt begriff Judith den Zusammenhang der Fabel.

— Ja wohl, den Ring brachte man, aber es war nicht Tihamér, sondern ein Handlanger, denn ich selbst nicht kenne.

— Befehlen die gnädige Frau noch Etwas?

— Ja wohl, bringe noch ein Brot, ich bin heute sehr hungrig.

Der Dienstbote sah die Frau verwundert an. Hungrig ist sie! Freilich, sie hatte eine schwere Rolle und mußte viel arbeiten, da hat sie Appetit bekommen.

— Noch eins, bringen Sie auch eine Flasche Wein, der Arzt hat mir gerathen, Wein zu trinken, dann, meint er, werde ich schlafen können.

Der Dienstbote glaubte Alles. Es gibt ja Frauen, die Wein trinken.

Judith erhielt jetzt die schwerste Rolle zugetheilt.

Am folgenden Tag legte sie Trauerkleider an und verkündete, daß ihr Gatte gestorben sei.

Sie zeigte ihren Bekannten den Brief ihres Mannes, in welchem er von ihr vom Leben Abschied nahm. Er mochte nicht länger den Fluch der Unstätigkeit und Flüchtigkeit tragen; er schloß ab,

was das Schicksal ohnehin abgeschlossen. Seinen Leichnam werden irgendwo die Wellen ausspülen.

Und Judith spielte die Rolle der trauernden Wittwe, und nahm die Tröstungen der Mitfühlenden entgegen; sie ließ lange ihren Mann suchen in den Ufernliegenden Resten, und wirklich glaubte man irgendwo im Tolnauer Komitate in einem von der Donau an's Land gespülten Leichnam Béla zu erkennen. Judith ließ ihn auf eigene Kosten bestatten und ihm einen Grabstein setzen; aber sie ging nicht zum Begräbniß und besuchte nie das Grab, woran Viele Anstoß nahmen.

Aeußerlich trauerte Judith um den Todten, im Herzen aber besaß sie den Lebenden, und als Ereignisse kamen, die Jeden zittern machten, da heuchelte sie wieder Gleichgiltigkeit, denn um den Todten mußte man nicht besorgt sein, während sie doch im Herzen für den Lebenden zitterte.

Der Dienstbote aber kam vor Staunen nicht zu sich, wie gewaltig die Frau den Appetit verändern könne. So lange Judith nicht trauerte, aß sie so wenig, wie ein Kind, und seitdem sie trauerte, ißt sie so viel wie zwei Menschen. Zudem t rinkt sie noch Wein und raucht Zigarren.

Eine junge Wittwe, die überdieß Schauspielerin ist, findet schnell Hofmacher, so bald es verlautet, daß sie Trost sucht. Es kamen daher zu Judith Hofmacher.

Diese kalt abzuweisen, hätte Verdacht erregen können, sie mußte sie also anhören und mit ausweichenden Antworten hinhalten.

So viel Hofmacher, so viel Rivalinen, und die gefährlichste geheime Polizei ist ein unglücklicher Anbeter und eine eifersüchtige Frau.

Bald hatte Jedermann herausgefunden, daß die schöne Wittwe Jemanden im Geheimen mit ihrer Liebe beglückt, und Jeder suchte aus irgend einem Interesse hinter das Geheimniß zu kommen.

Die getäuschten Anbeter machten auch bald die Entdekung, daß der Glückliche nicht aus ihren Kreisen gewählt wurde. Es mußte ein Anderer sein, der mächtiger als sie Alle, gegen welchen Keiner von ihnen konkurriren konnte.

Entweder liebenswürdiger, oder reicher als Alle mußte er sein.

Das Erstere gibt aber kein Liebhaber zu, folglich mußte Letzteres der Fall sein.

Fürst Wolozoff aber ist ein sehr reicher Mann und besucht immer das Theater, wenn Judith spielt, und hält sein Glas immer auf sie gerichtet.

Das Laub rauscht nicht, wenn der Wind es nicht bewegt.

Der Fürst fährt oft im Geheimen in Lohnwagen nach der Vorstadt, wo er vier, fünf kleine Wohnungen hält; ebendaselbst pflegt auch eine verschleierte Dame zu erscheinen. Sie kommen bald hier bald

dort zusammen, niemals aber zweimal in einer und derselben Wohnung.

Judith führte alle ihre Anbeter an der Nase, ist lebensfroh, ihre Augen strahlen vor Glück und zu gewissen Stunden des Tages ist sie für Niemanden zu sprechen. Aus diesen zwei Umständen war es leicht, eine Kombination zusammen zuschweißen.

Und endlich nahm Judith wahr, daß ihre Bekannten und Hofmacher sich immer mehr von ihr zurückzogen. Sie begegnete nun öfter spöttischen Gesichtern; sie fühlte nun mehr denn einmal die verwundenden Pfeile in den Reden ihrer Berufsgenossen und so blieb es ihr nicht lange verborgen, daß man sie für die Geliebte eines großen Herrn hielt.

Und sie spielte auch diese Rolle meisterhaft — eine Rolle, deren Schminke die Schamröthe ist.

Die spötischen Blicke und verletzenden Anspielungen wußte sie mit jenem trotzigem Lächeln zu empfangen, mit welchem die gefallenen Engel einst den Blitzen des Himmels begegneten, und wovor sie in der Tiefe ihrer Seele schauderte, trug sie als etwas Rühmliches zur Schau.

Halfen doch Alle, die sie verletzten und verleumdeten und mit Hohn und Spott überschütteten, den Schleier dichter weben, welcher Béla's Versteck verhüllte. Der schlechte Ruf der Gattin war der Engelsflügel, welcher den Gatten beschirmte.

Und fanden sie sich denn nicht reichlich belohnt dafür?

Die Hälfte des Tages gehörte allerdings der peinlichen Rolle der Welt, der Schande; die andere Hälfte gehörte dem Herzen, der Liebe, dem Trost.

Trug die eine Hälfte des Tages die trotzige Erregtheit der Hölle an der Stirne, so trug die andere Hälfte himmlische Ruhe im Herzen, und wenn draußen jede wohlgebaute Gesellschaft sich an den Märchen ihrer erdichteten Abenteuer ergötzte, so fand sie ihr Glück darin, daß in diesen Märchen nichts wahres gewesen, und sie lachte stolz der ganzen Welt.

— — — — — — — — — — —

In einer Hinsicht aber fehlte die Frau dennoch. Sie fehlte aber durch die Größe ihrer Liebe: die Mutter ihres Gatten setzte sie von der Wahrheit nicht in Kenntniß.

Seit dem Briefe Seraphinens hielt Judith den Schutzbrief allein nicht mehr als genügendes Rettungsmittel für Béla; hatte er doch einen mächtigen Feind an Fertöy, den Béla tödtlich beleidigte. Jetzt konnte sie nicht mehr einem Stück Papier Tod und Leben ihres Mannes anvertrauen.

Sie mußte die Nachricht von Béla's Tod verbreiten.

Freilich hatte Béla eine alte Mutter, die nur wenige Tage zu leben hat, und es ist grausam, sie

diese wenigen Tage verweinen zu lassen — allein sieht das Weib jemand Anderen, als ihren Geliebten? fühlt es Erbarmen mit Vater und Mutter, wenn es sich um denjenigen handelt, den es liebt?

Die Mutter mag weinen! weint sie nicht, so könnte sie verdacht erregen.

.... Aber die Thränen rächen sich an Demjenigen; der sie verursacht hat. . . .

Ein Tagebuch über Dinge die nicht geschehen sind.

Seraphine unterhält sich vortrefflich!

Das glaubte wenigstens jeder ihrer Bekannten, und Jeder, der Etwas über sie hörte. Und währe auch schwer gewesen, Nichts zu hören über die schöne Frau, sah man hie doch überall.

Sie war eine gefeierte Schönheit, hielt offene Salons, hohe Verbindungen zogen einen vornehmen Kreis um sie, und diese fanden in der Nähe der verständigen und gemüthlichen Frau große Entschädigung für ihre Herablassung.

In der Familie Fertöy geht man niemals vor Tagesanbruch zu Bette. Erst um diese Zeit zerstreut sich die fröhliche Gesellschaft.

Jeder durchreisende Künstler, jede militärische und politische Kapazität weiß von dem lustigen Geiste dieser Gesellschaft zu erzählen; aber Keiner weis es zu sagen, wo das Kalifornien liegt, dessen Goldgrube die Kosten dieser Lebensweise bestreitet.

Das wußte der Gemal selber nicht.

Fertöy wußte so viel, daß die Welt glaubt, er verwalte auf ganz unverantwortliche Weise fremde Kassen, man sprach auch von Eisenbahngesellschaften und mehr dergleichen; allein wenn er auch überzeugt war, daß die öffentliche Meinung in diesem Punkte nicht ganz im Unrechte war, so hielt er es doch für eine gründlich irrige Annahme, als ob Seraphine auf diesem Wege zur Rolle der Modekönigin gelangt wäre, denn er pflegte seine Börse niemals bei seiner Gattin zu vergessen.

Seraphine hatte nach dem Tode ihrer Mutter wohl ein anständiges Vermögen geerbt, welches ein ländlicher Gutsbesitzer oder ein Krämer in der Stadt für ein bedeutendes Kapital gehalten hätte: allein für den bekannten Luxus konnte dieß keineswegs hinreichen.

Wohl umgaben reiche Hofmacher die Dame, und es war fast unzweifelhaft, daß Einer derselben sich Seraphine zu liebe ruinire; aber Fertöy konnte nicht dahinter kommen, wer von den Vielen es eigentlich sei.

Und mit welchem Eifer er dieß zu entdecken suchte! Nicht als ob er Genugthuung für seine verletzte Ehre gesucht hätte; aber er ging von den praktischen Gedanken aus, daß es besser wäre, wenn der freigebige Anbeter nicht durch die Frau allein ruinirt würde.

Allein Seraphine war eine gewandte Künstlerin! Fertöy und die Spürhunde der öffentlichen Meinung kamen nie auf die rechte Fährte. Seraphine umgab sich stets mit solchen Hofmachern und überschüttete sie mit ihrer sichtbaren Gunst, für welche sie niemals wird mit ihrem Seelenheil bezahlen müssen. Plötzlich verschwand der vermeinte Glückliche, oder er reiste ab, oder er blieb ganz aus, und die Jäger sahen sich dann getäuscht und fingen die Wegwarte statt des Hasen.

Fertöy wußte wohl, daß dies bloses Spiel sei; er kannte seine Frau recht gut. Auch darüber hatte er nicht die geringsten Zweifeln, daß der Wahre kein anderer als Fürst Wolozoff sei. Hatte er doch selbst die Sache eingefädelt; aber den Faden konnte er nimmer in die Hand bekommen.

Er selbst war der Versucher, der die Schönheit der Gegend zeigte; aber dann machte er zu seinen Aerger die Erfahrung, daß der schlaue Grieche den Satan selbst betrügt, im Geheimen die schöne Gegend im Besitz nimmt, von dem Sensal aber nichts wissen mag.

Der Fürst schien das Haus eher zu meiden als zu besuchen, und erschien er auch manchmal bei den Festen, so unterhielt er sich nicht mit den Damen, sondern spielte mit den Männern, und dabei beging er noch die Unart den Hausherrn zu plündern. So

pflegen nicht diejenigen zu thun, welche in die Frau des Hauses verliebt sind.

Und Wolozoff ist verliebt! Kein Mensch glaubt es, aber Fertöy weiß es. Eben das sorgfältige vermeiden alles Auffälligen bestärkt ihn in seinem Verdacht. Könnte er doch nur einen schwachen Seidenfaden in die Hand bekommen, so würde er den ganzen Knäuel auf seine eigene Haspel winden; aber es ging eben nicht. Seraphine ist wetterwendisch, heute ist sie Feuer und Flamme für ein neues Gesicht, morgen ist sie kalt wie Eis, und übermorgen schwärmt sie für einen längst vergessenen Bekannten, bis sie plötzlich in eine tiefere Region hinabstieg, daß jeder vor ihr erschrack, um sich dann wieder mit dem Nimbus einer Reuigen zu umgeben, die eitel Liebe und Treue für ihren Gatten war. — Und Fertöy wußte, daß all' dies bloße Komödie, Verstellung und Intrigue war, um ein Geheimniß zu verhüllen, das er nicht entdecken konnte.

Aber die Enthüllung dieses Geheimnisses wurde für ihn immer mehr zur brennenden Nothwendigkeit. Es gab gewisse bedrägende Situationen, die einen immer bedrohlichen Charakter annahmen, einige Deffzite, die neugierige Menschen an den Tag bringen wollten, diese neugierig Menschen mußten bald dahinter kommen, daß das Verhältniß zwischen den Vorhandenen und eingetragenen Summen kein Reim, sondern bloße Assonance war.

Zur Ausgleichung des Defizits ist unvermeidlich nothwendig: entweder die Gunst eines großmüthigen und steinreichen Protektors, der in der Eigenschaft eines entdeckten Hausfreundes gezwungen wäre, das Rechtsverhältniß anzuerkennen, daß der Gebrauch eines Schlüssels zu dem Zimmer eines Andern die Ueberlassung des eigenen Kassenschlüssels an jenen Andern zur Folge haben müsse; oder aber die endliche Besitznahme von der Hargithay'schen Erbschaft.

Betreffs der letzteren ist die Schwierigkeit vorhanden, daß das bezügliche Testament bei dem Brande des Komitatshauses wirklich in Verlust gerieth, ohne dasselbe aber eine richterliche Vollstreckung bei dem besten Willen unmöglich ist. Bársing, der Antwalt, replizirte übrügens, daß das Testament Vorhanden sein müsse und er es sicherlich finden werde; es wurde ihm zu diesem Behufe ein Termin ausgesetzt, die Einkünfte der Güter aber wurden mittlerweile von Amtswege mit Beschlag belegt.

Bársing sagte auch seinem Freunde Fertöy, auf welche Weise er in den Besitz des Testamentes gelangen könne. Er sprach ganz rückhaltslos. Fertöy mußte blos die Hände darnach ausstrecken, um es zu besitzen. Aber die Art und Weise, wie dies zu bewerkstelligen gewesen wäre, war den doch so ungewöhnlich, daß Fertöy ein wenig Schauder davor empfand, und

lieber den Gedanken zur Geltung kommen ließ, den geheimen Anbeter seiner Gattin mit einem Anlehensplan zu überraschen.

Dazu war aber ein Schlüssel nothwendig.

Zunächst der Schlüssel jenes kleinen Schrankens aus Rosenholz, worin Seraphine ihr Tagebuch verwahrte.

Daß Seraphine ein sorgfältig geführtes Tagebuch besitze, daß wußte Fertöy.

Seraphine zieht sich niemals vor Tagesanbruch in ihr Schlafzimmer zurück; auch dann läßt sie die Fensterlädeu nicht verschließen, und blos die dünnen Spitzenvorhänge mildern einigermaßen das hereindringende Sonnenlicht. Sie kann nur beim Sonnenlicht schlafen. Eine bizarre Thorheit, wird Jederman sagen.

Wenn sie aufsteht, ist regelmäßig bereits Mittag, und da geht sie, bevor sie die Morgentoilette macht, an ihren Schreibtisch, öffnet den Schranken, und schreibt an ihren Tagebuche.

Was für Geheimniße in diesem Tagebuch enthalten sein mögen, läßt sich auch daraus schließen, daß Seraphine einen englischen Schlüssel zu dem Schranken hat.

Fertöy mußte dacher ver Allem in den Besitz dieses Schlüssels gelangen.

Den Schlüßel trug aber Seraphine immer mit sich und ließ ihn nirgens liegen. Sie trug an der

Hand eine kleine Stahlkette, woran der Schlüßel befestigt war.

Einmal aber erkrankte Seraphine, sie litt an Kopfkrämpfen, welche sie in bewußtlosen Zustande versetzten; da bot sich Fertöy theilnahmsvoll an, allein an dem Bette der Gattin zu wachen, und als er sah, daß sie ihn nicht erkannte, da nahm er ihr den Schlüssel von der Hand. Seraphine bemerkte dieß natürlich nicht.

Dann öffnete Fertöy den Schranken.

Er hatte nun das geheimnißvolle Tagebuch in Händen, die wohl verwahrten Mysterien desselben erschloßen sich ihm, die Mysterien, von welchen er soviel Nutzen sich versprach.

Die Frau lag im Delirium und fantasirte, der Mann aber lag bequem im Armstuhle und las die Geheimniße der Gattin.

Das Tagebuch begann folgendermaßen:

„Tagebuch meiner Träume."

„Ich lebe ein Doppelleben; eines, wenn ich wache, das andere, wenn ich schlafe; jenes ist heiter, voll Scherz, Freude, und Genuß, dieses ist traurig, schrecklich und bange."

„Jenes verachte und verabscheue ich, dieses flößt mir Entsetzen ein."

„Die Wirklichkeit wechselt mit jedem Tage; der Traum bleibt stets derselbe."

„Ich träume von Robert.“

„Das Verhältniß, welches die Wirklichkeit entzweigeschnitten, spinnt der Traum weiter fort.“

„Immer und immer wieder erscheint er mir; er blieb keinen Tag noch aus.“

„Lange mied ich diese Schauererscheinung; ich wollte mich bereden, es sei doch nur ein Traum; heute jedoch ist dieses Dasein nicht mehr wegzuleugnen; ich fühlte es sind Erscheinungen aus einem andern Leben.“

„Ich werde deshalben jeden Tag aufzeichnen, was ich träume, denn dieser ist doch mein eigentliches Leben, und jenes andere nur ein Traum.“

— — — — — — — — — —

„Heute war ich mit Robert auf dem Felde beschäftigt, wir waren Bauern, die den Boden bearbeiten. Er verbarg sich auf solche Weise vor der Welt, und ich folgte ihm in die Strohhütte.

Zur Speise hatten wir schwarzes Brod, und es schmeckte mir so gut.

Ich mußte mit Robert auf die Aecker gehen, um Wurzeln auszugraben.

Als der Sack voll war, legte ihn Robert auf meine Schulter, damit ich denselben nach Hause trage. Hundert Mal sank ich unter der Last zusammen, ehe ich zu Hause anlangte.

Zu Hause mußte ich aus den Kräutern ein Mittagsmal bereiten. Und wie ich die Wurzeln

wusch, bemerkte ich eine die von anderer Farbe als die übrigen war.

Ich zürnte Robert sehr, weil er so arm war.—

Und da kochte ich auch diese Wurzel mit den übrigen.

Da kam Robert nach Hause und aß.

Nach dem Essen fing er auf gar sonderbarer Weise zu lachen an. Er fragte mich, was ich ihm gekocht?

Da sank ich zu seinen Füßen hin und weinte und jamerte, daß er doch nicht sterben möge.

Er aber lachte, und ich sah, wie er starb.

Ach es war so schrecklich, wie sein Gesicht blau war und er doch nur lachte, ich konnte ihn so schwer in meinen Armen halten.

Und ich flehte vergeblich zu ihn, er möge doch nicht so entsetzlich lachen, wenn er schon gestorben, und nicht so schwer sein, wenn er noch lebe; er aber lachte ununterbrochen und zog mich zur Erde nieder, bis ich mit ihm Zusammen hart niederfiel und — erwachte.

Wie gut das Sonnenlicht mich umwogt; wäre es jetzt finster, ich müßte wahnsinnig werden.

— — — — — — — — — —

„Heute waren wir kleine Kinder; wir gingen zur Schule, Robert und ich.

Ich beging eine Unart, Robert nahm sie auf sich.

Mich freute es sehr, daß man ihn bestrafte, und nicht mich.

Als man ihn aber mit dem Gesichte zur Erde legte um ihn zu schlagen, da that mir das Herz so weh, daß es fast brach.

Robert weinte nicht als man ihn schlug; er schwieg.

Und als man ihm dann sagte, er solle aufstehen, da blieb er doch ligen, denn er war gestorben.

Ich wagte auch jetzt noch nicht einzustehen, daß ich die Schuldige sei.

Ich sah auch wie man ihn in dem Sarg legte. Er war eine sehr schöne, kleine, weiße Leiche.

Und wie zürnte ich ihm, daß er mir dadurch Schmerz verursachte.

Dann ging ich, um mit den übrigen Kindern zu spielen.

Was für ein schlechtes Herz ich doch selbst im Traume habe!"

— — — — — — — — — —

„Wir waren zusammen in einer belagerten Festung.

Wir waren nur mehr allein, ich und er; die übrigeu hatten Seuchen und Kugeln dahingerafft.

Nur eine Kanone edröhnte noch manchmal, die uns'rige. Ich war der Kanonier; ich mußte das Geschütz bedienen, denn auch die Frauen waren schon gestorben. Ich fürchtete und schauderte vor der

Schlacht; aber wenn er mich anblickte, war ich wie fest gebannt.

Ich wollte sagen, aber ich wagte es nicht; „Robert, wir sind nur unser Zwei, wozu der längere Wiederstand. Ergeben wir uns; unterschreiben wir die Kapitulation. Sieh', es ist doch so schön, zu leben! du kannst es am Besten wissen, du, der so oft gestorben und doch nicht todt bleiben willst und immer wieder auferstehst. Komm stecken wir die weiße Fahne aus. Sieh', ich habe meine Handkrause herabgerissen, diese wird dazu gut sein."

Robert antwortete nicht, sondern ging vor mir auf und ab, die Granaten pfiffen um uns rechts und links, es traf ihn keine.

Plötzlich blieb er vor mir stehen, den Rücken gegen die Kanonenmündung gekehrt.

Ein ensetzlicher Gedanke schoß mir durch den Kopf.

Wie lange martert mich schon dieses Phantom, wie quält es mich so unabläßig.

Wenn ich jetz die Lunte an das Schießloch lege — ein Knall, und er wäre zerschmettert. Ich wäre dann auf ewig von ihm befreut, nimmer konnte er zurückkehren.

Etwas zwang mich, es zu thun, er war mit dem Rücken gegen mich gekehrt und konnte nicht sehen, was ich that. Ich war wüthend gegen ihn. Ich wollte ihn nimmer wiedersehen. Ich legte die Lunte

an das Schießloch. Ich verhüllte meine Augen, um nicht zu sehen. Die Erde erzitterte unter mir und ich fühlte den warmen Blutregen, der mir auf Hals und Schulter fiel.

Dann öffnete ich bedächtig die Augen, und Robert stand noch immer vor mir, nur daß er den Kopf zurückgewendet hielt und mich kalt anblickte. Durch das Herz aber konnte man ihm sehen, denn die Kugel hatte es durchbohrt.

— — — — — — — — — —

„Mir war, als ob wir im Czarenpalaste in Moskau uns befänden. Robert wurde nach Sibirien geschleppt.

Ein Flüchtling, der von dort zurückgekehrt war, brachte die Nachricht, daß Robert lebe und in den Bleigruben des Uralgebirges arbeite.

Ich begab mich auf den Weg und reiste so lange, bis ich jene sonderbare Thürme mit spitzen Kuppeln erblickte, welche ich so oft im Bilde gesehen hatte und von denen ich so lebhaft träumen konnte.

Ich bedurfte keines Führers, ganz allein fand ich mich zu recht.

Große Glocken ertönten mit betäubendem Lärm: man sagte das Geburtsfest des Czars werde heute gefeiert.

Ich wollte mit der Volksmenge zum Thore des Palastes mich hineindrängen; ein wachehabender Kosak bemerkte mich und schrie mich an. Ich verstand

nicht was er sagtr, und wollte mich vor ihm zurück. ziehen. Er langte mit der Spitze seiner Lanze nach mir und erreichte mit derselben meine Schulter, ohne mich jedoch verwunden zu können. Ich fühlte aber die Kälte des Eisens.

Ich eilte über breite Marmortreppen und durch enge Korridore; endlich verirrte ich mich in einen wunderbaren Balkenknäuel, in welchem ich mich nimmer zurecht finden konnte: als ob eine Menge Gerüste neben einander gestellt wären, auf welchen mit Teppich bedeckte Dielen ruhten; endlich gelang ich zu einer schmalen Thüre, die ich öffnete, und nun stand ich vor einem mächtigen Tanzsaale.

Es war dies der Tanzsaal des Czarenpalastes; tausend Lichter verbreiteten ein Lichtmeer.

Das glänzende Höflingsheer, die knappen Uniformen, die mit Diamanten beladenen Damen, die verbrämten Kaftans; der stramme Zeremonienmeister, der die Gruppen ordnete; die Militärkapelle, welche einen feierlichen Marsch spielte, im Hintergrund der Thron mit hohen Treppen, auf welchem der riesig große Czar neben der Gemahlin sitzt — als ob dieß Alles noch jetzt vor meinen Augen stünde, mir im Ohre summte.

Als ich eintrat, wich alles zur Seite, um mir den Weg zum Czar frei zu machen.

Ich war schwarz gekleidet, die Uebrigen trugen färbige, goldgestickte Gewänder.

Ich gelangte ganz bis an die Stuffen des Thrones.

Der Czar winkte mir, das ich spreche.

Und als ich sprechen wollte, da hatte ich den Namen des Mannes vergessen, für den ich bitten wollte, den Namen des Ortes, wo er gefangen war, so wie die Ursache, warum man ihn dahin gebracht. Vergeblich quälte ich mich ab, mir das Alles in Erinnerung zu bringen; mein Gedächtniß versagte mir den Dienst; ich stand dort und wußte nicht, was ich sprechen sollte. Ich wollte russisch sprechen, und ich hatte es vergessen, obgleich ich zu Beginn des Traumes russisch zu verstehen glaubte. Ich wollte weinen, dies würde man viel leichter verstanden haben; allein die Musik erscholl, es wurde zum Tanze aufgespielt. Da trat ein in Scharlach gehüllter Mann zu mir und bat mich um einen Walzer. Ich reichte ihm die Hand und vergaß auf Alles.

Wir flogen und walzten den mächtigen Saal entlang, und da an den Wänden überall lange Spiegel hingen, so sah ich immer mein eigenes Bild. ? — Das war so schrecklich: ein scharlachrother Tänzer und eine schwarzgekleidcte Tänzerin! Eine höllische Vision.

Ich glaubte mein Tänzer sei der Scharfrichter.

— — — — — — — — — —

Heute sah ich die Fortsetzung meines gestrigen Traumes.

Auf demselben Wege kam ich aus dem glänzenden Saale zurück, auf welchem ich hinein gegangen.

Wieder verirrte ich mich in dem Gerüsteknäuel, das auch jetzt mit schweren Teppichen bedeckt war.

Jetzt aber wußte ich, was dies für Gerüste sind.

Es war das Schaffot. —

Den Ausgang versperrten Lanzenmänner in alterthümlicher Panzerkleidung; ich konnte den Ort nicht verlassen. Da verkroch ich mich unter den Teppichen, welche das Gerüst bedeckten. Dann hörte ich die Schritte aufmarschierender Soldaten, ich hörte Trommelschlag und Kettengerassel; ich hob einen Zipfel des Teppichs in die Höhe, um sehen zu können, was vorgeht.

Den Saal beleuchtete grelles Fackellicht.

Eine Truppe gefesselter Gefangener tauchte aus der endlosen Finsterniß empor.

Die Gefangenen schritten einzeln auf das Gerüst, unter welchem ich verborgen war, und so wie sie hinaufgestiegen waren, sah ich Keinen wieder, aber ich hörte jedesmal einen schweren Schlag, als ob scharfes Eisen in einen harten Stamm führe; dann hörte ich auch etwas über meinem Haupte dahinrollen

und darauf einen leisen Fall, auf welchen ein kürzes Zucken folgte.

Das Alles hörte ich, und mein Herz pochte so heftig, daß ich das Pochen trotz Allem deutlich hörte.

Da kam der Letzte der Gefangenen hervor. Ich erkannte ihn. Es war Robert. Nie sah ich ihn so schön. Er trug dasselbe Kleid, in welchem er einst mit mir vor dem Altare stand.

Er ließ nicht, daß man ihm die Augen verbinde. Sein Blick war noch jetzt so stechend wie ehedem.

Mir kam es aber nicht in den Sinn, aus dem Verstecke herauszueilen, mich dem Grausamen zu Füßen zu werfen und um Gnade zu flehen. Ich verbarg mich hinter dem Teppich, verhüllte mein Gesicht und verstopfte mir die Ohren, um nichts zu sehen, nichts zu hören. Aber ich sah und hörte dennoch. Ich hörte die lauten Schläge meines Herzens und sah die entsetzliche Finsterniß, diese Schwärze, die lebt, bewegt sich, wächst riesengroß und kommt immer näher!

Und bald begann ein warmer Regen auf meinen Hals nieder zu rieseln. Ich fühlte es war Blut.

Das Entsetzen weckte mich. Und ich empfand die Wärme der Bluttropfen an meinem Halse.

— — — — — — — — — — —

„O, wie es mich schaudert vor dem Schlaf.

Erst am Morgen gehe ich zu Bette, wenn es schon hell zu werden beginnt. Die ganze Nacht verbringe ich in unser tollen Gesellschaft. Ich ertränke meine Seele in betäubendem Trank. Ich bete, bevor ich mich niederlege; vergebens, — Alles vergebens.

Das Gespenst kommt und lebt mit mir.

Diese Nacht war ich in unserem kleinen Zimmer in Komorn. Ich lag schon in meinem Bette, er saß am Rande und hielt meine Hand in der seinen.

Er sagte mir, wir werden heute hier schlafen.

Mir war, als müßte ich ihn fragen: Wie willst du auf meinem Kissen ruhen, wenn du schon gestorben bist?" aber ich wagte nicht, es zu sagen.

Er war so zärtlich und glättete mir die Stirne.

Dann neigte er das Haupt auf meinem Kissen.

Er trug eine weiße Jacke und ein rothes Halstuch.

Ich fragte ihn: warum legst du das Halstuch nicht ab, wenn du schlafen willst?"

Darauf antwortete er lächelnd: das kann ich nicht, denn das Tuch hält den Kopf an meinem Rumpf fest, sonst fiele er nieder.

Dann wandte er sich zu mir und wollte mich umarmen.

Entsetzt zog ich mich von ihm zurück an den äußersten Rand des Bettes; er aber kam lächelnd immer näher und bat mich, ich möge ihn küssen.

Ich schrie auf. Ich lag vor meinem Bette auf dem Teppich. Dort erwachte ich.

O, mein Gott, wird dies denn ewig dauern?"

— — — — — — — — — —

Fertöy legte entsetzt das Tagebuch seiner Gattin aus der Hand.

Ungeachtet seiner blasirten Selbstsucht, war er abergläubisch; es gibt viele Menschen, die nicht an Gott glauben, wohl aber an Klopfgeister.

Was er suchte, das fand er nicht; Seraphine hatte nicht die Erlebnisse des Tages aufgezeichnet. Kein Wort findet sich darin über Liebe und Geliebte.

Jetzt verstand es Fertöy, wie es geschah, daß als er neulich seine Frau an ihrem Schreibtische überraschte, noch ein Sessel neben Seraphinen stand. Er wollte sich auf den Sessel niederlassen, Seraphine aber gab es nicht zu."

„Setzen Sie sich nicht dorthin."

„Warum nicht?"

„Weil .... (hier lachte sie) Bringen Sie sich einen andern.

Jetzt konnte er das „Weil" ergänzen; „weil schon Jemand darauf sitzt."

Fertöy legte das Tagebuch an seinen Platz und schloß den Schrank.

Jetzt mußte er aber den Schlüssel wieder an das Stahlkettchen befestigen, welches Seraphine an der Hand trug.

Furchtsam näherte er sich. Wäre Jemand da gewesen, der ihn gehört, so würde er gelacht haben, so aber schauderte er vor dem Gedanken, daß er eine Frau nahm, die wachend und schlafend von dem Schatten ihres verstorbenen Mannes verfolgt werde, die mit diesem zu Bette geht und aufsteht.

Die Kranke schlief unruhig, sie hatte schwere Träume.

Fertöy glaubte den Traum der Kranken zu errathen.

Der entsetzliche Rival war anwesend, auf welchen er nicht eifersüchtig sein konnte. —

Seine Hand zitterte, als er den Schlüssel an das weiße Handgelenk befestigte.

Als die kalte Kette die Hand der Schlafenden berührte, hilt sie ihren Athem plötzlich an; Schrecken und Entsetzen malte sich in ihren Zügen, ihre Lippen öffneten sich, sie stöhnte, und als die Kette an ihrer Hand befestigt war, da schrie sie auf: Henker laß ab!"

Dann wendete sie sich um und schlief ruhig.

Was sie wohl über diesen Traum in ihr Tagebuch schreiben wird?

Fertöy blieb nicht länger im Zimmer, er läutete der Kammerfrau, und trug ihr auf, bei Seraphine bis zum Morgen zu bleiben. Er selbst eilte in sein Gemach.

Seraphine schlummerte dann ruhig und in der folgenden Nacht tanzte sie auf dem Ball.

Mehr als ein Vergehen; ein Fehler.

Fertöy ließ den Plan fahren, einen reichen Hausfreund aufzujagen.

Seitdem er wußte, wer in dem Schlafzimmer seiner Gemahlin verborgen, wenn sie sich zurückzieht, hatte er keine Lust einen Rivalen zu suchen.

Aber die Prosa des Lebens laßt sich durch Phantome nicht befriedigen.

Fertöy mußte um jeden Preis Geld haben, man verlangte die Rechnungen von ihm.

Sein Ansehen und sein Kredit war wohl noch immer groß, aber wir wissen, daß nur ein kleiner Schneeball, wie ein protestirter Wechsel, sich in Bewegung setzen darf, damit die ganze Lawine ins Rollen gerathe.

Am Morgen nach dieser traurigen Entdeckung, schickte Fertöy nach Herrn Bársing.

Der treue Schüler, der jetzt schon auf eigene Faust hantirte und sich Doctor nennen ließ, beeilte

sich bei seinem einflußreichen Prinzipal zu erscheinen, der ihn diesesmal noch freundlicher als sonst empfing.

— Lieber Freund! Ich glaube, es wäre gut, die Hargithay'sche Angelegenheit endlich zum Abschluß zu bringen. Ich bitte Platz zu nehmen.

— O, ich danke. Es freut mich sehr, daß unsere Wünsche sich begegnen. Ich selbst halte es an der Zeit, die Sache zu erledigen.

— Der Termin ist ja noch weit. Keine Zigarre gefällig?

— Ja wohl, aber die Vorbereitungen nehmen Wochen in Anspruch. Ich bitte ein wenig Feuer.

— Sie glauben also wirklich das unser Testament verbrannt ist?

— Freilich ist es zu Asche verbrannt.

— Können Sie sich Gewißheit darüber verschaffen, daß es nicht mehr ans Tageslicht kommt.

— Ich weiß es ganz genau.

— Denn darüber müssen wir Gewißheit haben für den Fall, als ... Fertöy fand keinen Ausdruck, um die Sache zu nennen.

— Wenn wir das verbrannte Dokument aus der Asche wollen erstehen lassen, sagte Bársing so kalten Blutes, als ob es sich um nichts Anderes handelte, als aus der Asche, die er von der Zigarre schlug, eine neue Zigarre zu schaffen.

Fertöy nickte stumm, sprach aber mit keinem Worte aus, daß er einverstanden sei.

Bársing wollte aber um jeden Preis das Wort aus ihm herausbringen.

— Das Ganze ist blos eine „pia fraus."

— In Wahrheit „pia?"

— Ohne Zweifel. Wenn von dem Zustandekommen eines Documentes die Rede wäre, das niemal existirt hat, so könnte nie Bársing dazu rathen, das würde ein Bársing mit der tiefsten Indignation zurückweisen, da würde ein Bársing nicht Anstand nehmen, es einen Betrug zu nennen; hier aber handelt es sich um die Reproduktion eines Documentes, welches bereits existirt hat, welches uns gehörte, welches wirkliche und gefertigte Ansprüche in unsere Hand gab; wir haben es niemanden entlockt, Niemanden abgezwungen; wir wurden aus freien Stücken eingeladen es anzunehmen, und es ist auch nicht unsere Schuld, daß es währeud der traurigen Revolution vernichtet wurde. Die traurige Revolution hat außerordentliche Situationen geschaffen, welche die Menschen in außerordentliche Umstände versetzten, in welchen mann wieder zu außerordentlichen Handlungen genöthigt war. Wie viele Menschen kamen zum Beispiel in die Lage, auf Grund falscher Wechseln und durch falsche Gläubiger ihr Vermögen sequestriren zu lassen, weil es sonst konfiszirt worden wäre. War dies nicht etwa keine pia fraus? Und machte die Welt ihnen einen Vorwurf daraus?

— Von der Welt wollen wir nicht sprechen, mein lieber Freund; die Welt hat ihre ganze eigenthümlichen Ansichten, besonders wenn es sich um Regierungsorgane handelt. Da ist es der Richter, welcher beruhigt werden muß.

Bei dem Worte „Richter" legte Fertöy zufällig die Hand auf die Brust, was Bársing glauben machte, daß sein Freund den „inneren Richter" meine.

— Ah, ah, mein lieber Freund, mein Gewissen ist darüber nicht in Uuruhe. Nicht die etlichen tausend Gulden die für mich legirt wurden, bewegen mich; aber der Wille des verstorbenen ist mir heilig. Wir siud die Vollstreckung des Testamentes dem Todten schuldig. Könnte ich ruhig schlafen, wenn ich Hargithay's letzten Willen nicht erfüllt hätte? Wie soll ich einst in der anderen Welt vor ihm hintreten?

Fertöy konnte sich des Lachens nicht enthalten. Bársing aber redete sich immer tiefer in eine emphatische Stimmung hinein.

— Sie wissen mein geehrtester Freund, daß dieses Testament nicht blos uns interessirt, sondern auch gemeinnützige Anstalten betrifft; Schulen, Kirchen, Spitäler und Armenhäuser. Ich finde in dieser Sache eine moralische Größe.

Bei diesen Worten sprang Bársing von seinem Sitze auf, damit seine moralische Größe desto größer sei.

Jetzt aber lachte Fertöy unmäßig.

— Nicht von dem Gewissen spreche ich, mein lieber Freund, das geht die Pfaffen an; ich meine die weltlichen Richter. Ein solcher Spaß kann unter Umständen theuer zu stehen kommen.

— Aber diese Umstände können eben nicht eintreten, wenn wir alle Vorsichtsmaßregeln genau beobachten. Den Text des Testamentes habe ich geschrieben, er ist bei mir in erster Abschrift vorhanden, es wird daher gar kein Unterschied sein.

— Aber die Unterschrift und die Siegel?

— Bezüglich zweier sind wir glaube ich gesichert.

— Vielleicht, aber die übrigen drei?

— Die sind ebenfalls am Leben.

— Aber diese wollen Sie doch nicht in die Sache einweihen?

— O nein. Aber sie können Unterschrift nnd Siegel ohne ihr Wissen auf ein Document setzen.

— Auf welche Weise?

— Die werde ich Ihnen sogleich sagen. Sie richten in einem Schreiben an die drei abwesenden Zeugen die Frage an dieselben, ob sie keine Kenntniß davon haben, daß Bársing das fragliche Document in das Archiv hinterlegt, dann aber wieder aus demselben herausgenommen habe.

Sie hätten gegründeten Verdacht, daß Bársing Kenntniß davon habe, wo das Testament sich befindet und sich dieses Geheimniß theuer bezahlen lassen wolle.

Fertöty lächelte darüber, wie Bársing ihm den Rath gab, wie er ihn zu verleumden habe.

— Diese werden dann antworten, daß sie von der Sache nichts wissen. Dann gibt es einen vortrefflichen Kopirer der die Unterschriften ganz nach Belieben aufs Papier setzen kann.

Fertöty wußte wohl, daß dieser geschickte Mensch niemand Anderer als Bársing selber sei, war aber doch so boshaft, zu fragen, ob er nicht besorge, daß dieser Abschreiber ihn verrathen könne.

— O, bezüglich dieses Menschen bin ich außer Sorgen, und was die nothwendigen Siegel betrifft, so werden diese auf den Briefen sein, die Sie erhalten, und Sie werden diese mit der Schere ablösen.

— Das ist ja eine vollständige Fälschung. Geben Sie mir zwei Wochen Zeit, dieß zu überlegen, dann werden wir über die Sache ausführlicher sprechen. Bis dahin werde ich vielleicht eine weniger gefährliche Lösung herbeiführen.

— Wie, glauben Sie vielleicht, sich mit der jungen Frau verständigen zu können?

— Ich bin dessen gewiß. Haben Sie schon gehört, daß Judith ein Söhnchen geboren?

— Ah rief Bársing mit Schadenfreude und biß mit seinen großen Zähnen ein Stück seiner Zigarre ab. Ein prächtiger Skandal, ein köstlicher Skandal!

— Warum ein Skandal?

— Eine Wittwe! es sind ja bereits vierzehn Monate verstrichen, seit dem Láway gestorben.

— Ah, so?

— Wer wohl der Vater des Kindes sein mag?

— Ich kenne ihn.

— Wer könnte es wohl sein?

— Da Sie mich in ihre Geheimnisse einweihten, so will ich Ihnen auch mein Geheimniß mittheilen, aber ich bitte Sie, dieses eben sowohl zu bewahren, wie ich das Ihre bewahre.

— Daß ist ganz natürlich. Wer mag also der Vater des Kindleins sein?

— Niemand anderer, als der Gemahl Judith's Béla Láway!

— Ah, seit vierzen Monaten!

— Ja wohl, seit vierzen Monaten hält sie ihn in ihrer Wohnung verborgen und spielt vor der Welt die Wittwe, die Courtisane.

— Ah, das ist nicht möglich. Es ist nicht möglich, daß eine Frau den Hohn und Spott ertrage, der von allen Seiten auf sie eindringt, wenn sie ihn nicht verdient, blos um ...

— Blos um die Spürhunde irre zu leiten.

Herr Bársing biß jetzt seine Zigarre in der Mitte entzwei und klagte daß man Katzenenhaare in die Zigarre wickle.

— Ich wußte es längst, fuhr Fertöy fort, und ich wollte blos das Ereigniß abwarten, welches ich vorhergesehen.

— Und Sie nehmen nicht Rache an Láway?

— O nein! Es gefällt mir außerordentlich, daß sie einander so lieben. Ich bitte Sie daher sehr, mein Geheimniß nicht zu verrathen. Trüben wir nicht ihr Glück, zerstören wir nicht das Nest der Nachtigallen.

— Es wundert mich, daß Sie dem Burschen so wohlwollen.

— Mich auch. Aber sehen Sie, es gibt Gefühle, die man beschützen muß. Ein solch edles Gefühl ist die Liebe Judith's für ihren Mann. Sie opfert ihre Stellung, ihren Ruf für ihren Mann; würde sie nicht vielleicht einen Prozeß wegen eines Vermögens aufopfern, in dessen Besitz sie noch nicht war?

Bársing fing jetzt an, Etwas von der Großmuth Fertöy's zu begreifen.

— Rache thut mir viel weniger Noth als Geld. Was würde ich gewinnen, wenn ich Béla's Versteck verriethe? Vielleicht gelänge es ihm, sich zu flüchten, und schließlich wird eine Amnestie auch auf ihn sich erstrecken. Aber ich muß ihn zwingen vor mir

zu erscheinen. Dazu habe ich einen vorzüglichen Plan. Ich werde sie zu zwingen wissen, daß sie mir eingestehen: „Wir sind beisammen." Dann halte ich sie in meiner Hand. Dann werde ich zu Judith sagen: Sehen Sie, es ist besser, mit mir in Freundschaft als in Unfrieden zu leben. Ich könnte Sie jetzt in endlose Gefahren stürzen, aber ich thue es nicht. Gleichen wir uns aus. Der Preis meiner Freundschaft ist ein Ausgleich bezüglich des Testamentes. Und Judith wird dareinwilligen.

Bársing schüttelte den Kopf.

— Glauben Sie mir, so sicher als ich dieses Weib und diesen Mann hasse, so sicher ist es, daß sie für einander zu der tollsten Großmuth bereit sind.

Bársing schickte sich zum Gehen an.

— Von Ihrem Plane in zwei Wochen; bis dahin bleibt mein Geheimniß unter uns.

Die beiden Ehrenmänner drückten einander die Hände und gelobten sich gegenseitig, zu schweigen.

Was während diesen zwei Wochen geschehen, das konnte Bársing nicht erfahren; eines schönen Morgens aber erhielt er ein sorgfältig versiegeltes Paket von Fertöy. In dem Paket waren drei Briefe, ein vierte war von Fertöy. Fertöy schrieb ihm, daß er in die Reproduktion der Documente nicht einwillige. Herr Bársing könne aus den beigelegten drei Briefen ersehen, daß die Zeugen von den weite-

ren Phasen des Testamentes nichts wissen, den Plan bezüglich Judith's habe er ganz fallen gelassen, dessenungeachtet willige er durchaus nicht in den Plan Bársing's.

Bársing wußte nun, woran er sei. Fertöy hatte soviel Aufmerksamkeit, um die Siegeln an den drei Briefen nicht zu verletzen; seinen Namen aber schrieb er, entgegen seiner Gewohnheit, so deutlich als möglich.

Auch er kannte seinen Mann.

Er wußte, daß er Bársing nur die Mitteln in die Hand spielen müsse, damit er von denselben Gebrauch mache. Und er täuschte sich auch nicht.

Nach einigen Tagen wurde Fertöy von dem betreffenden Amte in Kenntniß gesetzt, daß das Document durch Bársing im Originale vorgewiesen wurde.

Jetzt hatte Fertöy nur eine Besorgniß, und er säumte auch nicht, diese seinem Freunde bei seiner ersten Begegnung sogleich mitzutheilen, ob er nämlich das Testament auf geschöpftes Papier geschrieben.

(Denn wenn er zufällig auf Maschinenpapier geschrieben, dann kann das Donnerwetter in die Geschichte schlagen, denn die Zeugen würden den Unterschied sofort erkannt haben.)

Bársing blinzelte pfiffig mit den Augen.

— Ueber solche Kleinigkeiten pflegt ein Bärsing nicht zu straucheln!

Das Testament wurde allerdings auf geschöpftem Papier geschrieben, und ein ebenso großer zweiköpfiger Adler prangte in der Mitte des Falsifikates, wie jener auf dem Originale, was seinerzeit den Zeugen den Ruf entlockte.

„Was für großer Adler!"

Man hat Bekannte, die man alle drei Jahre einmal sieht; man freut sich außerordentlich, und wenn man von einander scheidet, so zerbricht man sich den Kopf darüber, was jener wohl für Ursache gehabt haben mochte, Einen zu besuchen.

Eine solche Bekannte hatte die alte Lávay an der kleinen Perflex.

Manchmal sahen sie sich kaum Jahrelang, dann befragte man sich gegenseitig nach dem Befinden; die Blum erkundigte sich nach dem Söhnchen der Frau Lávay, das mittlerweile sich zum Advokaten herausgewachsen, und Frau Lávay erkundigte sich nach dem Befinden der drei Fräulein der Frau Blum, welche sich mittlerweile auf sieben vermehrt hatten.

Im Jahre 1849 sahen sie sich einander öfter, denn Frau Blum kam oft zu Seraphine; in den Nothtagen lebte die längst vergessene Bekanntschaft wieder auf, um mit der Zeit wieder einzuschlafen.

Ihr Zusammentreffen beschränkte sich dann blos darauf, daß Frau Lávay zuweilen, von ihrem

Obstgarten kommend, an dem Garten der Frau Blum vorüberging und bei dieser Gelegenheit ein Gruß gewechselt wurde. Die alte Frau hatte keine Lust, sich in einen längeren Diskurs einzulassen; drinnen war gewöhnlich geputzte Gesellschaft, in welche sie mit ihrem einfachen Kleide nicht gepaßt haben würde. Aber sie war zu solcher Zeit auch müde, denn sie hatte den ganzen Tag über gearbeitet wie ein Taglöhner.

Eines schönen Sommertages kam die Perflex in den Garten der Frau Lávay; sie kam in Begleitung eines alten Beamten, der nicht ungarisch wußte; Frau Lávay aber verstand nicht deutsch.

— Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Sie nicht zu besuchen, so verlockend winken Ihre schönen Obstbäume. Bei mir wollen sie nicht recht gedeihen, obgleich mein Gärtner alles mögliche aufbietet.

— Mein Gärtner aber macht es folgender Weise; ich komme im Frühling in den Garten und rühre fleißig die Hände, und ruhe nicht bis im Spätherbst.

— Ja, dies sind allerdirgs hübsche Reine-Claude's; ich glaube nicht, daß sie in Versailles schöner sind, „Nicht wahr, Herr Gruber?"

— Ja wohl antwortete Herr Gruber, der übrigens gar nicht wußte, wovon die Rede war.

Frau Lávay setzte ihren Gästen ein Körbchen voll reifer Pflaumen vor.

— Aber meine Melonen sind schöner, sagte die Blum, als sie zwischen den Melonenbauten spazirten; ich habe schon reife Melonen, und besonders die Marseiller, die sind so süß wie Zucker. „Nicht wahr Herr Gruber?“

Herr Gruber merkte an dem Gesichtsausdrucke der Sprecherin, daß von irgend einer guten Speise die Rede sein müsse, und nahm daher nicht Anstand, ein ganz entschiedenes „Ja wohl“ zu sagen.

— Freilich, antwortete die alte Frau, bei Ihnen werden die Melonen in Mistbeeten gepflanzt und unter Glasglocken gestellt, daher reifen sie früher, als bei mir, wo sie allem Wind und Wetter ausgesetzt sind. Dafür entfalten sie sich desto besser und sind nur um so schmackhafter zu ihrer Zeit.

— Ach, wie gut die meinen sind, davon haben Sie gar keinen Begriff. Ich habe eine Ananasmelone, die einen solchen Geruch verbreitet, daß man ihn noch am folgenden Tag im Zimmer wahrnimmt. Dann habe ich eine Turkistaner Gattung, die ein vollständig weißes Fleisch hat, und lauter Saft und Süßigkeit ist. „Nicht wahr Herr Gruber?“

Dies war die schwache Seite der alten Frau.

— Mit riffiger Rinde?

— O nein, sie ist so glatt wie ein Kürbis;

kein Dieb würde sie stehlen, so anspruchslos sieht sie aus. Sie haben keine solche?

— Ach nein, sagte Frau Lávay halb traurig, halb beschämt.

— Nun die müssen Sie doch versuchen; machen Sie mir morgen das Vergnügen Ihres Besuches in meinem Garten.

— Ich danke sehr, ich werde ein Körbchen Pflaumen mitbringen.

Sie mochte nichts schuldig bleiben.

Frau Blum fand es nicht überflüßig zu bemerken, daß Niemand außer ihr und Herrn Gruber anweisend sein werde. Vor Herrn Gruber aber könne man alles Mögliche sprechen.

Herr Gruber verstand aber von der ganzen Konversation doch so viel, daß er das kleine Körbchen voll Pflaumen nach Hause tragen müsse.

Nachdem die alte Frau schließlich ihren Gästen alle Obstbäume gezeigt hatte und von jeder Obstsorte einige Stücke mit auf den Weg gegeben, begleitete sie dieselben bis an die Straße, kehrte dann in den Garten zurück und fing nun an, darüber nachzudenken, was wohl die Blum zu dem Besuche veranlaßt haben mochte, und warum diese sie zum Besuche eingeladen. Ich habe kein Geld, sagte sie sich, mit welchem ich wuchern könnte, ich habe keine vornehmen Verbindungen, und nicht einmal einen Sohn

habe ich, welchem zu Liebe man sich um meine Freundschaft bewirbt.

Bei diesem letzten Gedanken verweilte sie.

Wäre dies oder jenes geschehen; hätte sie doch Béla zum Ingenieur erzogen; hätte sie doch eine Frau für ihn gesucht; wären sie doch nicht in die Stadt gekommen, wären sie nur schlichte Landleute geblieben, wenn nur Béla nicht in den Krieg gezogen wäre; wäre er bei der National-Garde geblieben; hätte er sich doch zu seiner Mutter geflüchtet; hätte er nur eine Frau gehabt, die ihm Gnade zu erwirken im Stande wäre — dann stünde auch sie nicht so verlassen da.

Zum Glück suchte Niemand ihre Gesellschaft, und erfährt sie daher auch nicht, was für einen Ruf ie Wittwe ihres Sohnes hat.

Am folgenden Tage legte sie doch Festkleider an und besuchte die kleine Perflex in ihrem Garten.

Die kleine lustige Frau empfing Frau Lávay sehr herzlich, und in der That war im Garten Niemand außer der Gesellschafterin und Herrn Gruber anwesend. Frau Blum unterhielt die alte Frau ganz vorzüglich; sie trug ihr nicht nur frisches Obst, sondern auch frischen Tratsch auf, den bejahrte Damen niemals unwillig anhören.

Der Bräutigam des Fräulein X. machte sich vor der Trauung aus dem Staube, weil er hörte, daß sein zukünftiger Schwiegervater dem Ruine nahe

sei. Herr Y. wurde irrsinnig und lief unbekleidet durch die Straßen. Bei einer Trauung habe nicht die Braut, sondern der Bräutigam geweint. Herr Qu. ließ seine Frau einen Eid ablegen, daß sie ihm nicht untreu geworden. Ein vierschrötiger Bauer habe Herrn N., den er in seinem Gehege gefunden, tüchtig durchgewalkt. Ein vornehmer Herr habe seine Köchin geheirathet und jetzt wolle ihn Niemand besuchen. Ein alter Junggesell wollte eine alte Wittwe heirathen, die ihm zurückwies; er heirathete dann die Tochter. Hundert derlei Geschichten erzählte Frau Blum, und die gute alte Frau gab sich bereits dem Glauben hin, daß der gestrige Besuch und die heutige Unterhaltung keinen andern Zweck, als eine harmlose nachbarliche Zusammenkunft hätten.

Plötzlich aber fährt eine Chaise in den Hof, und bald tritt Herr Fertöy ins Zimmer.

— Was für Wetter hat den Menschen hieher gebracht, flüsterte Frau Blum der alten Frau zu. Laut sagte sie dann: Ah, Herr von Fertöy. Eine Unendlichkeit, seitdem ich das Vergnügen hatte, Sie kommen gerade recht. Wir haben heute die Melonenlese.

— Ihr ergebener Diener, meine Damen; ich küsse die Hände, meine schöne Gnädige. Mein Weg führte mich vorüber, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, meine Freunde nicht zu besuchen. Bin sehr erfreut, auch Frau Lávay hier zu finden.

Fertöy setzte sich hierauf an den Tisch und nahm von der angebotenen Melone.

— Im Grunde sind wir doch Verwandte, sagte er, zu Frau Lávay gewendet, aber weiß Gott, unsere Verwandtschaft geht arg in die Brüche.

— Nicht, daß ich wüßte, entgegnete Frau Lávay kalt; wenn auch mein armer Sohn gestorben ist, lebt doch meine Schwiegertochter, die seinen Namen führt. Sie essen die Melone mit Zucker, versuchen Sie sie lieber mit Salz.

— Ich danke. Ich weiß wahrhaftig nicht wie lange sie den Namen noch führen wird.

— So lange es ihr gefällt; bis sie heirathet.

— Es scheint daß Sie lange nichts von Judith gehört haben?

— Ich lese die Zeitungen und diese loben sie ungemein.

— Will hoffen, daß sie nicht ihr Privatleben preisen.

Die alte Frau kannte das Verhältniß zwischen Judith und Fertöy und war daher nicht überrascht, daß er sich lieblos über sie auszusprechen anschickte. Sie war entschlossen Judith zu vertheidigen.

— Ach, von Schauspielerinen erzählt man sich gar mancherlei, woran kein wahres Wort ist. Eine andere Frau kann thun was sie will, eine Schauspielerin aber wird erbarmungslos verleumdet. Uebrigens wenn Sie so große Lust haben zu kehren, so

werden Sie wohl vor Ihrer eigenen Thüre zu kehren finden; nicht wahr, Herr Gruber?

Die kleine Blum konnte sich vor Lachen kaum halten, und schob die Ursache ihrer Heiterkeit Herrn Gruber zu, welcher in seiner Verlegenheit über das unverstandene Thema nicht sogleich mit seinem „Ja wohl" herausrücken konnte, und an einem Bissen Cantaloup beinahe erstickte.

Herrn Fertöy erging es wie der Brillenschlange, deren Kamm immermehr anschwillt, je mehr sie gereizt wird.

— Es ist wahr, daß man den armen Schauspielerinen vieles nachsagt, woran sie gewöhnlich unschuldig sind; dennoch bin ich meinerseits kaum geneigt zu glauben, daß sich die olympische Fabel Juno's und ihres Sohnes Mars, Judith zu Liebe, wiederholt haben sollte.

— Sie wissen es gut, mein Herr, daß ich mich auf die lateinischen Fabeln nicht verstehe und demnach auch nicht wissen kann, wie es der Juno ergangen.

— Die Geschichte ist einfach. Juno roch an einer Blume und gebar davon ihren Sohn Mars.

Die alte Frau legte das gläserne Messer, welches sie zu ihrer Melone benützte, auf den Tisch und frug bedächtig:

— Was spricht der Herr da.

— Sollten Sie keine Kenntniß davon haben, daß Judith dieser Tage einen Sohn gebar?

— Nein, nein; das kann nicht sein! . . rief die alte Lávay aufgeregt, mit der flachen Hand auf's Tisch klopfend . . . das ist nicht möglich.

— Und dennoch ist es so. Judith versuchte es nicht einmal die Sache zu verheimlichen, denn sie hat ihr Kind bei sich behalten und zeigt es einem Jeden, der sie besucht.

— Das ist ja fürchterlich, wenn das Warheit ist! stammelte die alte Frau mit bleichem Gesichte . . . Es sind bereits vierzehn Monate her, daß mein Sohn Béla gestorben.

— In der That es sind vierzehn Monate, und das Gesetz gibt nur auf eilf Monate Kredit.

— Wenn es wahr wäre? murmelte die Alte und wollte noch immer nicht glauben.

— Man kann sich am besten überzeugen, wenn man hingeht und mit eigenen Augen sieht.

— Ha, ha, Sie haben Recht; ich werde gehen. Gleich will ich mir meinen Paß verschaffen. Aber der Herr muß auch mitkommen.

— Jedenfalls. Und wenn sich meine Behauptung bewahrheiten sollte, was dann? . . .

— Ich weiß es noch nicht was geschehen wird. Vielleicht werde ich wahnsinnig. Vielleicht reiße ich ihr die Brut aus den Armen, und erwürge sie vor

den Augen der Mutter; vielleicht tödte ich sie und auch mich.

— Diese Thorheit werden Sie wohl nicht begehen, sondern Sie werden Judith zwingen, dem Namen, welchen sie geführt und entehrt hat, zu entsagen.

— Sie haben Recht, ich habe nunmehr nur mit dem Namen, und nichts mehr mit der Person zu thun, ich werde mit kaltem Blute zu ihr sprechen... sie muß schriftlich dem Namen meines Béla's entsagen.... dann werde ich sie verachten und verlassen.... doch nein, nein! Ich will Leute für Geld dingen, welche ihr, wenn sie im Theater auftritt, einen Zwiebelkranz zu den Füßen werfen, und sie auspfeifen.

— Bleiben wir nur bei unserem ersten Plane. Sie werden ihr Ihren, und ich ihr den Namen der Familie Hargithay entziehen. Wir wollen vereint handeln, die Hand darauf.

Frau Lávay drückte die Hand ihres ärgsten Feindes und gab ihm das Versprechen, ihm bei jenem bösen Werke behilflich zu sein, welches ihr Liebstes zu vernichten drohte; der Zorn, die Scham hatte sich ihrer ganzen Seele bemächtigt.

Sie vermochte nicht länger in dieser Gesellschaft zu verweilen, und schickte sich zum Gehen an.

Die Blum hielt sie zurück.

— Es soll ja erst das Gefrorene kommen.

— Danke, bin bis in meine Seele erfroren.

Die Hausfrau machte Herrn Fertöy Vorwürfe.

— Es war unrecht, das jetzt zu erwähnen. Sie haben uns unsere ganze Unterhaltung verdorben. Wir fühlten uns so wohl, bis Sie nicht kamen, Sie böser Mensch.

— Lassen Sie ihn .... unterbrach die alte Lávay die geschwätzige Hausfrau, und legte ihre Hand auf die Schultern Fertöy's. .. Er ist der einzige aufrichtige Mensch, mein einziger wahrer Freund. Alle andern haben mich belogen, haben mir die Wahrheit verheimlicht, bis mir der Koth über den Kopf wuchs; das ist der einzige redliche Mann, welcher mich herauszog .... Ich danke Ihnen mein Herr, danke Ihnen. Ich habe Sie nie leiden mögen, habe Sie stets gemieden; von heute an achte ich Sie als mein einzigen guten Freund.

Damit schwang sie ihr großes Tuch um den Hals und schickte sich an, zu gehen.

Die Blum wollte sie zurückhalten, äußerte ihr Bedauere, daß es so gekommen.... Ich möchte es nicht für die ganze Insel geben, wenn ich Sie für heute nicht gerufen hätte, ... welch ein Unglück.

Im Gegentheil bin ich Ihnen sehr verpflichtet, daß Sie mich geladen, ich freue mich außerordentlich darüber; nie werde ich Ihnen diese Freundlichkeit vergessen, Gott segne Sie dafür. Die Melonen waren prächtig, doch werde ich mir keinen Samen erbitten.

Damit ging sie geraden Weges in die Stadt.

Es brühten alle bitteren Gedanken in ihrer Seele; sie bemerkte gar nicht, wenn sie Jemand auf der Gasse gegrüßt, kleine Buben, ihre Taufkinderchen küßten ihr die Hände, auch die sah sie nicht, sie schritt nur vorwärts, bis sie auf den Dreifaltigkeitsplatz kam. Dort schaute sie sich um, wo denn jenes Amt sein soll, allwo sie einen Reisepaß sich holen müsse.

Sie wollte nicht herumfragen, und von sich selbst fand sie nicht dahin. Andere Zeiten, andere Menschen sind über die Stadt gekommen, mit denen sie nicht einmal sprechen konnte.

Wie sie da herumspähete, da sieht sie ihren alten Bekannten, den Herren von Kolbay, das alte Haus, vom englischen Garten her auf sie zukommen.

Sie eilte ihm entgegen.

— Nun freue ich mich wirklich, daß ich meinen guten Herrn treffe. Sie kommen mir wie gewünscht.

— Wirklich? frug der alte Herr; sehr erheitert über den Gedanken, daß es noch ein lebendes Wesen auf der Welt gibt, das sich darob freut, wenn es ihn kommen sieht. Und womit könnte ich Ihnen dienlich sein, gute Frau?

— Das werde ich Ihnen schon sagen, wills aber nicht hier auf der Gasse thun. Will Sie um

eine Gefälligkeit bitten: kommen Sie zu mir ins Haus, dort werd ich's erzählen.

— Mit tausend Freuden! Hätte mir's nie gedacht, daß ich noch eine Gefälligkeit Jemandem zu erweisen fähig sei. Eilen wir denn, doch ist mein Haus noch näher, wir könnten da von der Gartenseite gleich hingelangen: dort könnten Sie mir erzählen, was Sie befehlen.

— Auch gut.

Man konnte vom englischen Garten aus nächsten Weges in das Haus Kolbay's gelangen, dessen Gartenseite auf jener Gasse lag; der alte Herr machte die Thüre des Plankens auf und ließ Frau Lávay voran.

Ein trauriger Garten war das: eben so alte verwitterte Bäume, wie ihr Herr, gerade so zerschnitten, zersägt; keiner bringt mehr eine Frucht, nur an ihren Seiten wachsen noch krankhafte, welke Wassertriebe; auch das Gras will darin nicht mehr grünen, und die Blumen wollen nicht Knospen treiben, nur ein mächtiger Ephen läuft herum mit seinen Ranken über Mauer, und dürre Birnenbäume, vielleicht ein Sprößling aus dem Heldenkranze des tapferen Recken, der fortwächst in die Jahre hinein, daweil das Andenken der Thaten des Helden in Staub zerfällt.

Dort war eine Laube aus Jerichorosen, darin ein morscher Tisch, und eine wackelige Bank; dort hieß er Frau Lávay sich niederzusetzen.

— Ich weiß es, daß Sie lieber im Garten bleiben. (Wollte sie nicht in die Zimmer führen; dort gibts Unordnung!)

— Danke: wünsche mich wirklich zu setzen, obwohl nicht müde; aber meine Füße sind wie Blei.

— Also womit kann ich Ihnen zu Diensten stehen?

— Das ist eine schwere Sache. Will morgen nach Pest: wollte einen Reisepaß haben; mich eckelt's aber hinzugehen in das Amt, daß man mich dort hin und her stoßen soll, und herumfragen: kann gar nichts deutsch; daß man mich auslache. Es könnte noch Jemand mit mit grob sein, und den würde ich recht ausmachen.

— Also Sie wollen, daß ich Ihnen einen Paß verschaffe, ohne daß Sie persönlich hinkommen? Nichts leichter als das.

— Wollen Sie's thun, mein guter Herr? der liebe Gott segne Sie dafür.

— Warum sollt' ich' nicht thun; bin ja gut bekannt mit all den Herren; kostet nur ein Wort von mir. Also wollen Sie nach Pest?

— Ja. Nur auf einem Tag.

— So werden Sie doch besuchen Ihre liebe, brave, gute Schwiegertochter?

— Lieb? Brav? Gut? Und Schwieger-tochter? sagte bitter die Frau, warum sagen Sie

nicht auch noch: „jenes tugendsame Weib?“

— No! Was ist das, frug der Major höchst erstaunt.

— Ja wohl; ich will besuchen dieses — Weibsbild! aber meinen Besuch wird sie nicht unter ihre Feiertäge notiren.

— Nur Ruhe! Nur nicht ins Feuer kommen.

— Was Feuer? Gift habe ich bis hieher! Bis in die Haaresspitzen. Ja wohl, zu ihr will ich, aber um Gericht zu halten, ein schreckliches Gericht.

— Gute Frau, ich weiß nicht was Sie gegen Ihre Schwiegertochter haben? daß es aber eine Ungerechtigkeit ist, soviel weiß ich. Es giebt wenig Weiber auf der Welt, vor denen ich den Hut ziehe: bei ihr thue ich es, wenn ich nur ihren Namen höre. Ich weiß nicht, womit man sie bei Ihnen verläumdet hat, aber ich sage es Ihnen, daß wenn ich es als greifbare Wahrheit in den Händen hätte, so würde ich sagen, eine Lüge ist's, ich glaube es nicht, selbst wenn ich es sehe.

— Mein Herr! Kleinigkeiten bringen mich nicht auf; ich gehe keinem Geklatsch nach; aber dieses ist eine so unverhüllbare Schande, was dieses Weibsbild auf mein graues Haupt, auf das Grab meines Béla gebracht, daß ich mich fürchtete mit meinem lieben

Sohn im Jenseits zusammenzutreffen, wenn ich es nicht strafen sollte.

— Ich frage nicht darnach, will es auch nicht hören, was man Ihnen erzählt haben mag; ich sehe blos das Bild vor mir, wie ich sie zum letztenmal gesehen. Das Weib, welches fähig war auf jenen Gedanken zu kommen, und selben so auszuführen; das wird keine Schande auf das Grab ihres Mannes bringen. Man betrog Sie, arme Frau.

— Nein. Es ist Gewißheit.

— Erinnern Sie sich noch daran, gute Frau, wie ich einst von Ihnen ein Bündel Stroh verlangte — zu einem Sitz in dem Bauernwagen; da sagten Sie mir: „ich gebe keines; ein andersmal einen Sack voll Saffran, jetzt keinen Strohhalm, denn Sie wollen auf Menschenjagd gehen. Ich warne Sie: gehen Sie nicht, denn Gott verleiht demjenigen kein Glück, der seinen Mitmenschen verfolgen geht. Es geschah so, wie Sie mir gesagt. Gott hat mich gezüchtigt dafür, daß ich auf die Verfolgung eines Menschen ausging. Ich selbst fiel in die Falle hinein; man schimpfte mich herunter, wie einen Schuljungen, wie einen Deserteur, und ich mußte erleben, daß ich erröthen soll. — Nun gute Frau, jetzt gebe ich Ihnen den Borg zurück: den guten Rath: gehen Sie nicht auf eine Menschenjagd, denn es kann geschehen, daß Sie ein anderes Wild erlegen, als welches sie jagten;

nehmen Sie den guten Rath eines alten Mannes an, der keine Ursache mehr hat Jemanden guten Rath zu urtheilen. Reisen Sie nicht nach Pest; bleiben Sie zu Hause. — Jetzt gebe ich Ihnen kein Bündel Stroh — ich verschaffe Ihnen keinen Reisepaß.

— Gut: also werde ich mir selbst einen verschaffen: damit sprang die Lávay auf und ging ohne zu grüßen von dannen.

Kolbay rief ihr noch nach.

— Frauchen! geben Sie Acht! Erinnern Sie sich meiner Menschenjagd. „Wer das Reh jagt, trifft auf den Löwen" Sie werden Ihre Familie in großes Unglück stürzen.

Doch die alte Frau hörte nicht auf ihn, sie schlug die Thüre hinter sich zu und eilte nach Hause.

Wie sie bei ihrer Thüre eintrat, da erwartete sie schon ihr Dienstmädchen mit einem Briefe, den so eben ein Diener überbracht hatte.

Frau Lávay erbrach das Couvert. Es enthielt einen Reisepaß für sie auf ein Jahr ausgestellt.

Herr von Fertöy war gefälliger, wie der Major, während dieser die alte Frau abgewiesen, derweil hatte er den Reisepaß für Sie besorgt und ins Haus gesendet.

In einem Zimmerchen, dessen Größe kaum fünf Schritte in der Länge und Breite betrug, dessen Fenster stets verhängt und wo der Stubenboden mit

weichen Teppichen bedeckt war, um den Schall der Tritte zu dämpfen, dessen ganze Einrichtung aus einem Bette und einem Schreibtische und Stuhl bestand, wohnte seit vierzehn Monaten in stiller Zurückgezogenheit Béla Lávay.

Es gibt Leute, die dieses Zimmer einen Kerker nennen würden. Es geht auf Eins heraus, eingesperrt zu sein hier oder dort, nur die Aussicht durch's Fenster sei verschieden.

Dem wirklichen Gefangenen geht es noch besser, denn er darf sich zweimal des Tages in der freien Luft bewegen.

Oder ist es etwa kein Kerker, wenn Jemand aus jener Welt, in welcher er früher gelebt, ausgeschloßen wird; für Einen, der Freunde, anregende Unterhaltungen gekannt, der von jeder Saison weiß: „jetzt gibt es Bälle, meine Freunde tanzen in den von Wohlgerüchen duftenden Räumen ihrer Säle Walzer und Polka; unter meinem Fenster aber werkelt ein Landstreicher, oder auch ein invalider Honvéd ganz neumodische Weisen. Berühmte Virtuosen, Künstler, Ballerinen tragen ihre Kunst auf der Bühne zur Schau; Mimen afrikanischer und anderer Farbe deklamiren italienisch, französisch und englisch; und dieser Eine darf nicht gehen, diesem Einen ist dies Alles wie aus seinem Leben herausgestohlen. — Der Frühling rückt an, er ist da mit

all' seinen Herrlichkeiten; dem Gefangenen verkündet ihn nur der Monatsrettig; dann folgen die Bälle im Kaiserbade, das Wettrennen, er sieht nur die Programme von alledem. Die Leute gehen auf Reisen, in die Bäder, auf die Jagd und in die Wein lese . . . er sitzt zwischen seinen vier Mauern und gewöhnt sich an's Sterben.

Doch nein, es ist nicht so.

Derjenige, welcher an der Nordseite der Bäume das Moos wachsen läßt, um dieselben gegen den Frost zu schützen, hat auch dafür gesorgt, daß die Einwohner der Kerkerzellen nicht dem Wahnsinne verfallen.

Bei den Bewohnern dieser Zellen schläft die Leidenschaft ein, sterben die Wünsche, und die Fantasie erstarrt. Spiele, mit welchen sich draußen Kinder unterhalten, füllen die Seele des Gefangenen aus. Der nächstbeste Gegenstand erregt sein Interesse, ihn stören die Sorgen der Außenwelt nicht, schließlich gewöhnt er sich dermaßen an seine vier Wände, daß er sich fürchtet, von ihnen zu scheiden; daß er sich einbildet, diese vier Wände seien für ihn die ganze Welt.

Und erst wenn diese Welt einen Schutzengel, wie es Judith für Béla war, besitzt, wenn in dem Kerker ein neues Licht, das Lächeln eines Kindes dringt? der Gefangene brütet aus diesem Lächeln

einen ganz neuen Lebensplan, eine ganze Märchenwelt heraus, Béla hatte nie an die Genüsse der verschiedenen Jahreszeiten gedacht; er war glücklich in dem, was die Seelen der verstorbenen beglückt, wenn sie nngesehen und stumm ihre Lieben unschweben können. . . . .

Es wird vielleicht Niemanden Wunder nehmen, daß Judith nie die Geschichte des Geleitscheines, für welchen sie sich einst so viel bemüht und gelitten, für welchem sie als Todte im Sarg gelegen, Béla erzählt.

Damals war es gut. Für Judith war es ein beruhigeudes Bewußtsein, für den Gatten eine Schrift errungen zu haben, welche ihn gegen die größte Gefahr schützte; als aber der Geliebte wieder ihr Eigenthum geworden, als sie ihn besaß, als es in ihrer Macht stand, ihn nicht mehr zu verlieren, wie konnte sie es gestatten, daß er auf einen so schwachen Fahrzeuge sich dem wogenden Meere anvertraue, dessen Ufer noch mit den Trümmern verunglückter Fahrzeuge bedeckt war? . . .

Es ist ja allbekannt, daß es Leute gab, die ihre Schätze vergruben, und nicht das Vertauen hatten, dieselben gegen eine geschriebene Versicherung herzuleihen. . . . . Ist ein Gatte nicht ein theuerer Schatz, als alles Gold der Erde?

Viele von uns werden sich jener Frau erinnern, die ihren Gatten in ihrem Häuschen im Ge-

biete Pest-Ofens verborgen hielt; wo ihn Niemand fand so oft man ihn auch suchte, trotzdem daß er stets zu Hause gewesen . . . aber wo? Unter einem breiten Stein, in der Mitte des Herdes. . . . Wenn die Hausdurchsuchung kam, hob sie den Stein sammt den darauf brennenden Holzscheiten auf, und der Gatte flüchtete in sein Versteck; der Stein wurde an seine Stelle gesetzt, die Frau kochte mit fröhlichem Gesichte weiter, während man den Gatten im Keller und am Boden suchte.

Die Frauen können sehr stark in ihrer liebevollen Eifersucht sein!

Es gab außerdem noch andere bedenkliche Umstände, welche jene Schrift nicht überwinden konnte, denn wenn auch Judith Beruhigung fand, daß das Leben ihres Gatten durch den Geleitschein geschützt sei, so blieb doch die Besorgniß, daß man ihn zum Militär einreichen werde. Im günstigsten Falle mußte man darauf gefaßt sein, daß man ihn nach seinen Geburtsort abschiebe und dort internire.

In diesem Falle hätte sie entweder von ihrem Gatten oder von der Bühne Abschied nehmen müssen.

Schließlich sagen wir es aufrichtig heraus, daß sie so viel verlockend Schönes in dem Gedanken fand, daß nun Derjenige, den sie so lang, mit solcher Wärme und so aufrichtig geliebt, nur ihr Allein und Niemand Anderem auf dieser Welt gehöre, daß kein

einziger seiner Gedanken sich in die frivole Welt verirren könne; daß jener Mann, der ihre ganze Seele ausfüllt, ebenso auf ihre Schritte, auf ihre Stimme lauscht, wie sie einst in ihren schlaflosen Nächten auf seine Stimme, auf seine Schritte gelauscht hatte; daß der vergötterte Gatte nur, ihr ganz ihr gehört, so wie das Kind ausschließlich der Mutter gehört, bevor es das Licht der Welt erblickt! . . .

Es liegt etwas in diesem Gedanken, was die Männer nicht begreifen . . . . Judith war eben eine Frau, und wen sich ein Mann findet, der sie deßhalb verurtheilt so werden sie jedenfells alle Frauen frei sprechen.

Nur Melchior, der junge Arzt, war ins Geheimniß eingeweiht. Er wußte zu schweigen.

An einem Morgen saß Judith an der Wiege ihres schlafenden Kindes und strickte an einen winzigen Röckchen, als sie aus ihren süßen Träumereien durch heftiges Klingeln geweckt wurde.

Judith erhob sich und ersuchte Béla, sich an die Wiege des Kindes zu setzen, bis sie nachsehe wer da komme.

Außerhalb des kleinen Zimmers befand sich noch ein Schlafkabinet, dessen Thüre stets abgesperrt war, um jedes Lauschen zu verhindern.

— So oft ich klingeln höre, erschrecke ich immer . . . sprach Judith . . . ich erwarte deine Mutter..

— Es war gut, doß wir sie durch Melchior benachrichtigen ließen.

— Ich bedauere es, daß ich sie so lange leiden und nm dich trauern ließ. Dafür werde ich noch zu büßen haben, denn man muß für Alles büßen.

Es geschah aber, daß unser Freund Melchior an demselben Tage nach Komorn reiste, um Frau Lávay über das Familiengeheimniß aufzuklären, an welchem diese nach Pest fuhr, um von Judith Rechenschaft zu verlangen. Die beiden Dampfer begegneten sich bei Gran; Melchior erblickte die alte Dame am Bord des pester Schiffes, als sie sich eben ganz vertraulich mit Fertöy unterhielt. Melchior errieth allsogleich was Fertöy vor habe. Er stieg bei Almás aus, nahm einen Wagen und eilte nach Pest zurück, wo er aber erst in der Früh anlangte.

Wenn ihn damals nicht jene gefährliche fixe Idee angewandelt hätte, daß es sich für einen hauptstädtischen Arzt nicht gezieme, in staubigen Kleidern Visiten abzustatten, hätte er die alte Frau noch in ihrem Quartier antreffen können; bis er sich jedoch umkleidete, kam ihm Fertöy zuvor und nahm Frau Lávay mit zu Judith.

Als Judith auf das Klingeln die Thüre ihres Schlafgemaches öffnete, und von ihren Dienstboten vernahm, daß draußen eine Frau sei, die sich Lávay nenne und welche in Begleitung eines Herrn komme, zitterte sie vor dem Zusammentreffen nicht, da sie die

Ueberzeugung hegte, daß der begleitende Herr kein Anderer als Melchior sein könnte! Wie er die Rückreise mit Frau Lávay so schnell machen konnte, war ihr unbegreiflich.

— Lasse sie herein.

Als sich die Thüre öffnete, überzog Todtenblässe das Gesicht Judiths, sie erblickte an der Seite ihrer Schwiegermutter Fertöy.

Vor diesem Manne konnte sie ihrer Schwiegermutter nichts entdecken, sie mußte sich eben auf das Schlimmste gefaßt machen, das war die Strafe, die Strafe Gottes dafür, daß sie der Mutter die Freudenbotschaft vorenthalten; diesen bittern Kelch mußte sie bis zur Neige leeren.

Judith ergab sich. Kaum vermochte sie sich auf den Füßen zu erhalten, sie zitterte an allen Gliedern.

Die Alte Frau bedauerte sie sehr, als die Arme so vor ihr stand, und begann ihr Muth zuzusprechen.

— Zittern Sie nicht vor mir, Madame, ich bin ja in keiner bösen Absicht gekommen. Ich weiß es, daß man Frauen „im solchen Zustande" nicht aufregen darf. Setzen sie sich, ich bitte Sie darum, ich bin ja nicht gekommen um Unheil zu stiften.

Judith war keines Wortes mächtig, sie stand gesenkten Hauptes vor ihrer Schwiegermutter, Sie zitterte vor dem Gedanken, daß Béla im benachbarten Zimmer die Stimme seiner Mutter vernehmen

und heraus kommen könnte. Sie bemeisterte sich jedoch und frug mit so lauter Stimme, als sie es eben vermochte, den Zauber brechend, welcher sie stumm gemacht.

— Weshalben haben Sie Herrn Fertöy mitgebracht? Das muß Béla gehört haben, daß nicht nur seine Mutter, sondern auch Fertöy hier sei.

Die alte Frau winkte Fertöy, zu schweigen; sie sprach für ihn.

— Mein Vetter Fertöy (das Wort Vetter betonte sie insbesonders) habe ich deßhalb mitgebracht, weil meine Hieherkunft auch eine gewiße juridische Ursache hat: es wird nothwendig sein, Einiges schriftlich zu verfassen, wozu man einen Mann braucht, der es versteht. Erschrecken Sie nicht über das, was ich Ihnen sage, ich beabsichtige keine Roheit zu begehen, obwohl ich vom Hause aus mit dem Vorsatze wegging, daß ich hier fürchterliche Dinge verrichten werde; doch überlegte ich mir's auf dem Wege und besann mich eines Besseren; ich habe kein Recht auf Sie, ich fordere auch nichts von Ihnen zurück, als meinen ehrlichen Namen.

— Ich werde ihn ablegen Madame.

— Sie werden es ja selbst einsehen, daß sie ihn nicht mehr weiter führen können.

— Ich sehe es ein und werde mich von dem Namen trennen.

— Und welchen werden Sie denn annehmen? den Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie Schauspielerin sind, deren Namen man liest. Glauben Sie nicht, daß es ein noch größeres Aergerniß geben würde, wenn Sie plötzlich, Ihren Frauennamen niederlegend, mit einen Mädchenkopf vor der Welt erscheinen möchten?

— Ich will die Bühne verlassen, stammelte Judith entschlossen.

— Und wovon werden Sie dann leben?

— Ich werde arbeiten.

— Das ist leicht gesagt: „Ich werde arbeiten" — wenn man es aber nicht gewohnt ist. Ich mühe mich den ganzen Tag gleich einer Taglöhnerin ab; wenn ich aber von meiner Hände Arbeit leben müßte, könnte ich mir nicht das Salz zum Brode verdienen. Doch ist es an der Zeit, daß ich Ihnen sage weshalb ich gekommen. Es war jedenfalls mein Wille, Sie aufzufordern, dem Namen meines Sohnes zu entsagen und dann die Bühne zu verlassen. Ich war darauf vorbereitet, daß mir dies viel Ueberredung kosten würde. Es ist mir aber sehr lieb, daß sie sich auf mein erstes Wort fügten und einsehen, daß Sie den Namen meines Sohnes nicht weiter führen dürfen, nicht wahr?

Judith vermochte es nicht, der alten Frau in die Augen zu sehen. War doch die Anklage furchtbar ungerecht; war doch das, was man ihr als Sünde

anrechnete, ihre größte Tugend; und doch ist es einer schamhaften Frau unmöglich, ihren Blick zu erheben, wenn sie ausgezankt wird. Das wäre widernatürliche Komödie, das wäre kalte Unverschämtheit. Judith senkte ihren Blick und stammelte:

— Es ist wahr.

— Sie werden deshalb auch gezwungen sein, die Bühne zu verlassen; ich glaubte Sie auch hiezu bewegen zu können, doch glaubte ich nicht, daß es so leicht gehen würde; die Bühne gibt Ihnen ein ehrliches Brod, und diese zu verlassen, einem närrischen alten Weibe zu Liebe, welches wegen des Namens ihres Sohnes Lärm schlägt, ist eben kein Scherz. Ich will nicht, daß Sie Noth leiden sollen. Meinem Sohne gebührt nach seinem Vater eine Erbschaft von sechstausend Gulden. Diese Summe habe ich ihm, so lange er lebte, nicht übergeben; er war ein Mann, auch er hat müssen für seine Existenz kämpfen, wie sein Vater und Großvater. Unterdessen legte ich Zins an Zins und vermehrte das Kapital bis auf Zehntausend Gulden; diese übergebe ich Ihnen jetzt, es ist die Morgengabe Ihres gestorbenen, vergessenen Gatten; leben Sie davon arm, aber ehrlich.

Nach diesem Worten zog die alte Dame eine Obligation aus ihrer gestickten Handtasche; das Papier lautete auf Zehntausend Gulden und war auf einen Grundbesitz an erster Stelle intabulirt.

Judith's Herz preßte sich vor Schmerz zusammen, und Thränen füllten ihre Augen. Die Mutter Béla's entzieht stch den Bissen vom Munde, um ihn der verstoßenen Gattin ihres todten Sohnes zu reichen .... als Strafe. Judith wußte es recht gut, daß dies beinahe das ganze Vermögen der alten Lávay ausgemacht hatte.

— Madame ... schluchzte Judith, ich vermag Ihnen nicht zu antworten.

— Das verlange ich auch nicht, sagte Frau Lávay kalt. Ich glaube es Ihnen, daß Sie gerührt sind. Sie glaubten, ich werde kommen, zu zanken, um Ihnen Grobheiten zu sagen; nun haben Sie sich in mir getäuscht. Deshalben habe ich Herrn Fertöy mitgebracht, daß er die Sache zwischen uns ins richtige Geleise bringe; er wird uns die Weisung darüber ertheilen, was wir Beide zu thun haben, um miteinander zufrieden zu sein.

Judith fühlte, als müsse ihr das Herz bersten.

— Nein, ich kann dieses Geschenk nicht annehmen.

— Weßhalb nicht? .... Ich bleibe darum reich genug, ich kann das Geld ohnedies nicht benützen und wüßte nichts damit anzufangen.

In diesem Momente fiel ein Blick Judith's auf das Gesicht Fertöy's. Ein spöttischer Blick aus diesen wiederlichen Augen erweckte in ihr den Dämon des weiblichen Widerstandes. Vor diesem Menschen

durfte sie sich nicht demüthigen lassen. Sie ergriff die Schrift und gab sie der Lávay zurück.

— Ich danke Ihnen, edle Frau, für ihre freundliche Güte; ich anerkenne es, daß ich gesündigt, und werde für meine Sünde büßen; ich kann trockenes Brod essen, werde aber nie nach dem greifen, was nicht mir gehört.

— Sie sind noch immer stolz. Es wird gut sein, wenn Sie sich das abgewöhnen..... Was wollen Sie demnach? Was Sie da von Arbeiten schwatzen, ist eitler Spaß; paßt nicht für vernünftige Menschen ... Frauenarbeit! Was wiegt das in der Schale? Sie weisen, und zwar mit Stolz mein bescheidenes Anerbieten zurück. Haben Sie vielleicht andere Aussichten?

— Ich verstehe Sie nicht Madame.

— Nicht? Sonderbar... Wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben und mir den Namen des Vaters Ihres Kindes nennen?

— Weßhalb wünschen Sie das?

— O, wahrlich nicht aus purer Neugierde. Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, weßhalb. Wenn ich erfahre wer dieser Mensch ist, werde ich zu ihm gehen und allso zu ihm sprechen: Mein Herr! Sie haben eine Frau unglücklich g emacht, die einst meine Tochter gewesen; Sie h aben nun die Frau ihres Namens beraubt, gedenk en Sie Ihrer Pflicht, und wollen Sie als Ehrenmann gelten, geben Sie diesem

unglücklichen Geschöpfe einen Namen. . . . . Nun Madame wie heißt dieser Mann?

Die Welt begann sich um Judith zu drehen, sie suchte nach einer Stütze mit der Hand. Auf diese Frage war es unmöglich, zu antworten.

— Ich darf ihn nicht nennen.

— Ich bitte . . . sagte die alte Frau ermunternd; mißverstehen Sie mich nicht. Ich will ja keinen Lärm schlagen; will ihm keine Vorwürfe machen. Ist er arm, um so besser, und wenn es nur ein wandernder Komödiant oder ein hungernder Dichterling ist, ich werde weder ihm, noch Ihnen Vorwürfe machen, sondern werde einfach zu ihm sprechen: ich nehme Sie in die Erbschaft meines Sohnes auf; vermochten Sie seine Wittwe zu gewinnen, so sollen Sie dazu auch sein Vermögen bekommen.

Judith fiel vor ihrer Schwiegermutter auf die Knie und bedeckte ikr Gesicht mit beiden Händen.

— Tödten Sie mich nicht . . . o tödten Sie mich nicht; ich kann, ich darf Ihnen ja nicht antworten.

— Stehen Sie auf, rief die alte Frau im trockenen Tone . . . . ich bin nicht gekommen, um Komödie zu spielen; sondern um den Namen des Verführes zu erfahren; jetzt fordere ich die Antwort von Ihnen.

Nach diesem Worten riß sie Judith mit rauher Geberde vom Boden empor.

Diese preßte die Lippen zusammen und schwieg.

— Werden Sie mir den Namen nennen?

Judith verneinte stumm mit dem Kopfe.

— Ah! Sie wollen ihn nicht nennen. Ich verstehe es. Sie wollen ihn nicht nennen, weil er kein Bettler, kein elender Komödiant, kein hungernder Poet, sondern ein reicher Herr .... ein Schuft ist ... Sie wollen das geheim halten, und der Frauenehre, Ihrem Nahmen, der Bühne entsagen, um die verborgene Maitresse eines Nichtswürdigen zu werden. Mit der Zunge sprechen Sie: ich will arbeiten, und im Herzen denken Sie: die Schande wird mich schon erhalten! ...

— Halten Sie ein ... rief Judith verzweiflungsvoll.

In der Stille, welche diesem Aufschrei der Verzweiflung folgte, wurden Schritte im anstoßenden Zimmer vernehmbar.

Judith hörte mit Entsetzen, wie sich Béla der Thüre näherte ... ein Moment noch, und er wird zwischen sie treten.

In diesem Momente der Verzweiflung vergaß Judith Alles; nur die ihrem Gatten drohende Gefahr schwebte ihr noch vor. Daß bis in den Tod gehetzte Weib warf sich vor die Thüre, um deren Oeffnen mit ihrem Körper zu verhindern.

Auch die die alte Frau vernahm die männlichen Tritte und ließ sich auf dieses Geräusch von ihrer Leidenschaft hinreißen.

— Wer ist in diesem Zimmer? dort muß der elende Verführer verborgen sein.

Damit rannte sie der Thüre zu.

— Was wollen Sie, rief Judith entsetzt, den Arm der alten Frau erfaßend.

— Was ich will .... Hieneinbrechen um Aug' im Auge dem Verführer gegenüber zu stehen...

— Das werde ich nie zulassen! rief Judith, ihr den Weg versperend.

— Trolle dich aus dem Wege, elendes Schandweib! schrie die Alte ihre geballte Faust erhebend — oder ich reiße dir die Tracht ehrlicher Weiber vom Kopfe, und werfe sie dir zu den Füßen.

In diesem Momente öffnete sich die Thüre. An der Schwelle stand Béla Lávay .... das Wild war glücklich aufgescheucht! ...

— Mutter, sagte Béla in wehmüthigem Tone; jetzt weist du es, was du wissen wolltest, — aber deinen Sohn hast du verloren.

Der Jäger in der Falle.

Als die ehrsame Dame ihren todtgeglaubten Sohn durch jene Thüre eintreten sah, hinter welchen sie den vermeintlichen Schänder ihrer Familie zu finden glabte, fuhr sie erschrocken zusammen; anstatt sich an die Brust ihres Sohnes zu werfen, anstatt ihm unter tausend Küssen Vorwürfe darüber zu machen, weßhalb er sie so lange in trostloser Ungewißheit gelassen, wendete sie sich plötzlich um und ergriff mit krampfhafter Stärke des jähen Schreckens die Hand Fertöy's, welcher hinter ihr gestanden war.

— Vetter, mein lieber Vetter! Hören Sie und sehen Sie nichts. Ich flehe Sie bei der Barmherzigkeit Gottes an, verrathen Sie nicht, was Sie hier gesehen! Nicht wahr Sie glauben an Gott? Nicht wahr Sie sind ein ehrlicher Mensch? Geben Sie ihr Ehrenwort, daß Sie alles geheim halten werden? Sie geben mir es? ...

Fertöy betrachtete Judith mit schadenfrohem Lächeln, die arme Frau stand noch immer vor der Thüre um ihren Gatten am Heraustreten zu verhindern.

Die alte Frau Lávay weinte, schluchzte und drückte krampfhaft die Hände Fertöy's.

— Sie waren ja, mein Herr, Schuld daran, daß ich hieher gekommen; . . . warum that ich es? Welcher Dämon brachte mich hieher? Man hatte es mir noch zu Hause profezeit, daß mich hiefür Gott strafen wird, mit meiner eigenen Hand. . . . . Weßhalb sagten Sie mir, daß meine Schwiegertochter ein ehrloses Weib ist? Weßhalb verschaften Sie mir einen Paß? . . . War das nicht eine Falle?

— So lassen Sie mich doch, Madame! rief Fertöy ungeduldig.

— O, ich lasse Sie nicht, bis ich Ihr Schweigen erkaufe; denn ich sehe es jetzt, daß sie ein böser Mensch sind. Böse Menschen brauchen Geld. Hier schenke ich Ihnen was ich meiner Judith geben wollte! nur zeigen Sie meinen Sohn nicht an. Sehen Sie her, wie ich im Staube vor Ihnen liege und Sie anflehe, meinen Sohn zu schonen und mich nicht der tödtlichen Verzweiflung preis zu geben.

Das bejammernswerthe Weib fiel wirklich zu den Füßen Fertöy's und umfaßte schluchzend dieselben, während der Ehrenmann mit triumphirenden Lächeln auf Judith hinüber blickte.

Judith fühlte durch das herausfordernde Lächeln gereizt, alle Spannkraft ihrer Seele zurückkehren.

— Béla! sprach sie mit fester Stimme, gehe hin, hebe deine Mutter von den Füßen dieses Mannes empor, und küsse sie .... Sie hat deine Ehre vertheidigt, und that recht daran....

Dann wandte sie sich an Fertöy:

— Und Sie sehr geehrter Herr, nachdem Sie sich so eifrig unserer Familienangelegenheiten annahmen, sollen erfahren, daß Béla vor jeder persönlichen Gefahr sehr gut geschützt ist; er ist einer der Komorner Kapitulanten, hier ist sein Geleitschein, welchen er damals erhielt. Wollen Sie sich daher jeder Sorge für meinen Gatten entschlagen.

Als Judith den Geleitschein vorzeigte, hatten sich die Blicke der Drei mit verschiedenen Ausdrücken auf sie gerichtet.

Das bleiche Gesicht Fertöy's schien vor Wuth zu erstarren. Auf welche Weise mochte dieses Weib in den Besitz eines Geleitscheines gelangt sein?

Das Auge Béla's heftete an jener schmalen Narbe, welche Judith auf der Stirne trug und nach deren Ursache er bisher vergebens geforscht, diese Narbe schien ihm in einem Momente eine lange Geschichte zu erzählen. Es war dieß ein Monat, wo wir auf einen Augenblick einschlummern, die Ereignisse eines ganzen Tages hindurch träumen.

Die alte Lávay aber rutschte auf ihren Knien zu Judith, und suchte mit ihren thränen befeuchteten Augen auf dem Papiere nach dem Namen ihres Sohnes; als sie diesen entzifferte, ergriff sie die Hand Judith's, sie, die alte Frau, die Mutter, die Hand ihrer Tochter und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Judith versuchte es, ihre Hand zurückzuziehen; die Alte hatte aber eine eiserne Kraft in ihren täglich arbeitenden Händen.

— Das hat mir ein alter Mann profezeit, stammelte Frau Lávay, daß ich einst vor meiner Schwiegertochter knien und ihr die Händen küssen werde. Die Profezeiung ist in Erfüllung gegangen, und es ist sehr gut, daß es so geschehen.

Judith hob sanft ihre Schwiegermutter empor.

— Kommen Sie mit mir, Mutter, in das Nebenzimmer. Das Uebrige wird Béla schon mit diesem Herrn abmachen.

Die alte Frau sah Béla an, als wollte sie fragen: ob er ihrer Hilfe nicht bedürfe? . . . . Sie wäre ja im Stande gewesen, diesen Menschen zu zerfleischen, gleich einer wüthenden Löwin.

Die ruhige, erhabene Haltung ihres Sohnes flösste ihr die Zuversicht ein, daß dieser Mann keiner Unterstützung bedürfe.

— Kommen Sie, Mutter, folgen Sie mir ins andere Zimmer, mahnte Judith sanft; da drinnen ist ja der Andere.

Der Andere!

Das Wort riß die Alte mit sich fort. Großmütter pflegen ja ihre kleinen Enkeln so außerordentlich lieb zu haben.

Dieser Andere! ....

Im nächsten Augenblicke kniete sie bereits vor der Wiege jenes stummen, kleinen Geschöpfes, welches noch den Engeln am Nächsten und am entferntesten vom Menschen steht; bei der Wiege jenes unschuldigen Geschöpfes, welches sie gestern noch an die Wand zu schleidern drohte, und welches sie jetzt mit ihren Küssen, mit ihren Liebkosungen überhäuft. ....

Draußen wechselten ernste Männer schwere Worte mit einander; hier lachten glücklichen Frauen vor Freude und überirdischer Liebe. Der kleine, stumme Mann in der Wiege sah ernst in die Welt hinein, als würde er über die Dinge, die um ihn geschehen, Gericht halten müssen. ....

Fertöy blieb mit Béla allein. Béla dankte nun seinem guten Geiste, daß er vor Judith bisher verschwiegen, was in der Orangerie des Fürsten Wolozoff zwischen ihm und Fertöy vorgegangen; hätte Judith Kenntniß davon gehabt, sie hätte ihn nicht allein mit dem ungebetenen Gast gelassen.

— Mein Herr — begann Béla, so nahe an seinem Feind herantretend, daß er ganz leise mit ihm sprechen konnte — es scheint, daß Sie sich mit aller Gewalt mir gegenüber stellen wollten; nun hier haben Sie mich.

Fertöy, welcher nach der ersten Ueberraschung alle seine Pläne, die er so fein geschmiedet zu haben glaubte, verwarf, beeilte sich, seine Selbstherrschung wieder zu erlangen, und erwiederte mit voller Höflichkeit:

— In der That wünschte ich sehr mit Ihnen zusammen zu treffen.

— Was ich auch ganz natürlich finde. Es gibt Beleidigungen, für welche ich Denjenigen, der sie mir zufügt, selbst in der Stille eines Klosters aufsuchen, ihn von der Wiege seines Kindes, aus der Umarmung seiner Gattin, vom Altare, wo er betet, reißen würde, — um mich mit ihm auf Leben und Todt zu schlagen; werde ich verwundet, so suchte ich ihn nach meiner Genesung abermals auf und schlag mich so lange, bis nicht Einer von uns auf dem Wahlplatze bleibt.

— Ich ersinne mich nicht, Ihnen eine solche Beleidigung zugefügt zu haben, beeilte sich Fertöy mit süßlicher Bitterkeit einzufallen.

— Sie mir nicht, wohl aber ich Ihnen. Und diese Beleidigung rechtfertigt in meinen Augen Ihr Bestreben, den Beleidiger um jeden Preis, selbst um

den des guten Rufes seiner Gattin, zur Genugthuung zu zwingen.

— Sie sprechen in Räthseln, lieber Vetter; Sie sollten mich beleidigt haben?

Béla verstummte vor Staunen. Auf solche Vergesslichkeit hatte er unter der Sonne nicht gerechnet. Er schlägt einen Menschen, welcher seine Gattin lästert, in der Aufwallung der Leidenschaft ins Gesicht und dieser Mensch will von der Beleidigung nichts wissen. Er wäre beinahe versucht gewesen, die Identität dieser Person zu bezweifeln. Er versuchte es, dem Gedächtniße seines Gegners zur Hilfe zu kommen.

— Erinnern Sie sich nicht jener Szene in der Orangerie des Fürsten Wolozoff, als er Ihnen seine Blumen zeigte? . . .

— Es schwebt mir so etwas vor. Doch geschah seither sehr viel, was mir manches aus dem Gedächtniß schlug.

— Betrachten sie mich gut. Erinnern Sie sich nicht mehr jenes Gärtners.

— Wohl erinnere ich mich. Es war ein gelernter und gescheidter deutscher Bursche. An seine Züge habe ich mich jedoch wenig gekümmert.

— Und Sie kamen doch mit ihm einst in sehr nahe Berührung.

— Ich? . . . . daran erinnere ich mich nicht.

— Beim Aquarium, in welchem der Lotus blühte.

— Ach ja wohl. Der arme Teufel rappelte manchmal; in einen Anfalle stieß er mich einst zwischen die Blumen und lief davon; später hatte man ihn eingebracht, der Herzog gab ihn in einer Heilanstalt, wo er so viel ich weiß, seinem Uebel erlag.

— Das wissen Sie schlecht; dieser Gärtner bin ich.

— Können Sie das auch beweisen?

Béla mußte stark an sich halten, um nicht zu vergessen, daß er in seiner Wohnung sei. So viel Dreistigkeit machte ihn ganz verwirrt.

— Ich, der Beleidiger, soll es beweisen, daß ich Sie beleidigt habe?

— Natürlich. Da weder ich, noch die Welt Etwas davon weiß. Ihre Behauptung könnte nur ein einziger Zeuge, der den Zusammenhang versteht, erhärten; doch dieser Zeuge wird schweigen, denn es ist mein Weib.

— Ach! Sie wissen also dennoch, wovon die Rede ist? sagte Béla mit blitzenden Augen.

— Lassen wir das, lieber Vetter, Sie sind noch ein junger Mann und nehmen die Dinge nach Ihrer Anschauung. Sie wollen mir begreiflich machen, daß Sie mich beleidigt hätten, und nun zu einer Genugthuung bereit sind; daß wir uns auf fünf Schritte schießen können; ich möge meine Se-

kundanten senden; diese mögen Ort und Zeit bestimmen; doch hat das für mich gar keinen reelen Grund. Ein Schlag, welchen ein Bauer, ein untergeordneter Diener, einem Kavalier versetzt, kann keine Beleidigung, wohl aber eine sträfliche That bilden; deßhalb pflegt die feine Welt keine Genugthuung zu verlangen. Daß aber Sie jener Bauer, jener halbverrückte Diener waren, weiß auf der Welt nur ein einziges Weib, welches aber so zu schweigen, als Märchen zu erzählen weiß. Dieses Weib hat zwei Ursachen zu schweigen; die erste Ursache bin ich — die zweite Sie.

— Ich.

— Ja Sie. Ich könnte Ihnen mehr noch über diesen Gegenstand erzählen, als Sie vermuthen. Glauben Sie mir, das Laub des Rhododendrons ist nicht so dicht, daß man nicht durchblicken könnte! Ob sich wohl der Gärtnerbursche jenes Schußes erinnert, welcher ein schönes Weib aus seiner Umarmung aufgescheucht hatte.

— Mein Herr! . . .

— Worauf dann die schöne Frau dem eintretenden Gatten folgendes sagte: Ich bin so erschrocken, daß wenn Jemand außer dem Gärtner noch hier gewesen wäre, ich demselben in die Arme gesunken wäre.

— Aber mein Herr,

— Bitte. Sprechen wir nicht so laut. Bedenken Sie, daß ihre Frau im anstoßenden Zimmer ist, und das die Erregung den Damen in solchen physischen Zuständen sehr schaden kann.

Das Wild, welches bereits die Oberhand hatte, begann zu fühlen, daß der Jäger abermals eine neue Waffe zog.

— Sie wollen ihre Gattin mit mir verdächtigen? fragte Béla in gedämpften Tone.

— Nicht wahr? Es ist besser, wenn wir leise sprechen.

— Ich weiß es nicht, wohin sie zielen.

— Na, dieses Wort haben Sie von mir gelernt, jetzt ist es an Ihnen zu sagen: „ich verstehe nicht, von was die Rede ist?" — O ich weiß es recht gut, welch Verhältniß zwischen Ihnen und meiner Gattin herrschte, bevor ich so glücklich gewesen, ihr meinen Namen zu geben. Es war mir auch kein Geheimniß, was dieses Weib so oft und mit solcher Gewalt nach dem Landhause des Fürsten Wolozoff zog, das Weib pflegte sich gerne von der Gesellschaft zu trennen, und fühlte sich im Garten am behaglichsten.

Béla vermochte hierauf nichts zu erwiedern.

— Diese Frau hatte in Ihrem Interesse lebhaften Briefwechsel mit ihren Freundinen unterhal-

ten, sie wollte Sie ins Ausland entwischen lassen, — zur selben Zeit bereitete sie sich zur Reise in's Bad vor — natürlich auch ins Ausland. — Alles dieses war mir recht gut bekannt.

Béla begann zu begreifen, daß in diesem Märchen der ganze Schein für seinen Gegner sprach.

— Lieber Vetter, was ich damals that, war nichts Anderes als die Vertheidigung eines in seiner Ehre bedrohten Gatten. Ein jeder vetheidigt sich, wie er es eben kann. Sehen Sie, ich weiß es recht gut, daß es Fälle gibt, wo man derart vor die Augen der Welt gedrängt wird, daß nur eine Rettung möglich: der Rücksprung über das Grab, oder in das Grab — und dieß ist das Duell. Ich glaube kaum, daß sich auch nur Einer gern schlägt. Solche dumme Leute gibt es aber noch weniger, die sich wegen eines Geheimnißes schlagen, um die verborgene Schande an's Tageslicht zu stellen.... Was habe ich nun gegen Sie thun können? .... Ich mußte Sie eifersüchtig auf Ihre eigene Frau machen. Durch die Bemerkungen, die ich in der Orangerie fallen ließ, gelang mir dieß vollkommen. Den Stoß, der mich ins Aquarium schleuderte, betrachte ich als den Erfolg, ... denn Sie kamen schnurstracks nach Hause zu Ihrer Frau. Mehr wollte ich nicht, und so viel zu verlangen, hatte ich das Recht wegen meiner eigenen Frau.

Béla schlug die Hände zusammen. Vielleicht hatte er der geschickt improvisirten Komödie gugeklatscht.

— Am demselben Tage, als Sie nach Hause kamen, erfuhr ich es bereits, daß Sie ihre Gattin verborgen. Ich verrieth das Geheimniß Niemanden, ich ließ Sie ruhig Ihr Versteckens weiter spielen, wozu Sie übrigens gar keine Ursache hatten. Denn weßhalben verbargen Sie sich? Stand Ihr Name auf der Liste Derjenigen, welche vor das Kriegsgericht beschieden wurden? Nein!... Sie hätten wann immer vor die Welt treten können, wie hundert Andere. die mehr gravirt sind als Sie, frei herum gehen, trotzdem, daß sie heute noch hundertmal denunzirt werden, die Behörden scheren sich nicht mehr darum. Ich wußte es recht gut, daß Sie sich ohne Ursache verbergen, aber ich muß es aufrichtig gestehen, es war mir dieß eine angenehme Genugthuung, daß Sie sich selbst für Monate Hausarrest gaben und sich nicht von der Seite Ihrer Frau rührten. Das war für mich, den Gatten, sehr beruhigend.

— Deshalb nannten Sie meine Gattin vor meiner Mutter eine „Ehrlose?"

— Ich habe gar nichts gesagt, weßhalb Sie mich zum Duell fordern könnten. Ich habe Ihrer sehrgeehrten Mutter, nichts Anderes gesagt, als das Judith einen Sohn geboren habe. Konnte ich es den wissen,

daß Sie, ein so zarter Sohn, Ihre Mutter Jahre lang mit dem Gedanken an ihren Tod peinigen konnten; daß Judith vor der Welt die Rolle einer Wittwe spielte, das hatte noch einen Sinn, daß Sie aber vor Ihrer eigenen Mutter die Wirklichkeit verheimlichten, daß Sie sie in wirklicher Trauer herumgehen ließen, daran konnte ich nicht glauben.

Dieser Vorwurf schmerzte Béla umsomehr, als es eine strafende Wahrheit von den Lippen eines Lügners gewesen.

— Mein Herr lassen Sie mein Privatleben unbehelligt. Was Sie mir da erzählten, sind grundlose Lappalien. Sie sind nicht deßhalb hieher gekommen, Sie hatten eine andere Ursache mich ans Tageslicht zu ziehen; sagen Sie mir diese Ursache?

— Sie haben recht, theurer Vetter; ich habe Sie sehnsüchtig gesucht, ich wollte Sie um jeden Preis auffinden. Ich war es, welcher diese ein wenig unangenehme Szene hervorrief, um Sie aus dem Verstecke zu locken, denn ich habe ein sehr wichtiges Wort mit Ihnen zu sprechen, welches zu erwägen so wohl in Ihrem als in meinem Interesse liegt.

— Ich höre Sie.

— Nun, wir haben einen Prozeß vor dem Gerichte.

— Bisher war es nur Ihr Prozeß; wir haben uns nicht viel um die Sache gekümmert. Sie

konnten darin thun, was Sie wollten. Da wir aber nun ein Söhnlein haben, ist der Prozeß seinetwegen auch unser. . . . Von nun an werde ich den Prozeß führen, weil es Jemanden gibt, für wem. . . .

— Ich kam um Ihnen einen Ausgleich anzubieten.

— Mir? Einen Ausgleich? sagte Béla bitter. Sollten Ihre Chancen so schlecht stehen?

— Durchaus nicht.

— Demnach wollen Sie den Ausgleich aus rein verwandschaftlicher Liebe?

— Nein. Trotzdem die Ironie nicht ganz am Platze wäre, das Ganze ist eine trockene Geschäftssache, den Prozeß werde ganz gewiß ich gewinnen.

— Werden Sie bis zum Schlußtermin das Original des Testamentes vorweisen können?

— Ich werde es vorweisen.

— Wenn Sie dies könnten, würden Sie mir keinen Ausgleich anbieten.

— Und dennoch werde ich's versuchen. Seien wir aber deshalb immerhin böse. Betrachten wir uns nicht als Verwandte. Glauben Sie alles Schlechte von mir, was böse Zungen über mich ausgestreut; hören Sie aber trotzdem meinen Vorschlag an. Ich biete Ihnen ein Drittheil des streitigen Vermögens.

— Woher diese Großmuth? Sie wollen auf ein Drittel dessen verzichten, was Sie ganz besitzen könnten? Und warum zwei Drtttheile behalten, wenn Sie das Ganze doch haben können?

— Das ist die Frage eines Advocaten. Ich will sie Ihnen beantworten, und Sie sollen einsehen, daß es kein „Schwindel," sondern ein sehr reelles Geschäft ist. Wollten Sie mir nicht erlauben, daß ich mich setze? Sonst bin ich immer der Meinung, als wollten Sie mir die Thüre weisen.

Auch Béla war dieser Meinung. Aber er hatte den Fehler, ein gar zu guter Junge zu sein; wie oft hatte er sich vorgenommen, recht grob zu sein und wenn es darauf ankam, fand er keine Worte dazu.

— Ich bitte Platz zu nehmen.

— Also, lieber Vetter, die Sache steht eigentlich folgendermaßen: das Testament ist wirklich vorhanden. Ich selbst habe es gesehen und mich überzeugt, daß es dasselbe ist, welches ich unterschrieben. — Aber — es befindet sich nicht in meinen Händen. — Derjenige, welcher das Document besitzt, ist ein sehr Pfiffiger, ein sehr geschickter Mensch. Der will nun das Document nur gegen die Hälfte des streitigen Vermögens herausgeben. Sie sind Advokat, Sie lassen mit sich sprechen. Sie werden früher meinen Antrag anhören, und dann erst Ihre Kritik aussprechen, mit Judith steht es nicht so.

Sie schickt die Briefe unerbrochen zurück; sie läßt sich in kein Gespräch ein, sie sagt „nein", bevor sie wußte worauf; deshalb muß ich mich an Sie wenden. Die Sache steht nun in Bezug auf mich so: entweder überlasse ich die Hälfte des Vermögens an denjenigen, welcher das Document besitzt, oder ich vergleiche mich mit Ihnen gegen ein Drittheil des Erbtheils. Die Zahlen sprechen, weshalb ich den Vergleich wählte. Zwei Drittheil sind mehr als ein Halbes . . . Für Sie steht es so: Wenn ich mir das Document verschaffe, so verlieren Sie das ganze streitige Vermögen; wenn Sie sich mit mir ausgleichen, gewinnen Sie das Drittheil. Was sagen Sie dazu, Vetter? . . .

Béla machte mit kurzen Worten der Verhandlung ein Ende.

— Mein Herr, ich bin es gewohnt, keines Ihrer Worte zu glauben. Was Sie mir da sagten, ist alles eitle Lüge. Ich ersuche Sie nun mich nicht aufzuhalten, denn ich will zu meiner Mutter.

— Gut, lieber Vetter. Es ist nichts zwischen uns verdorben; wenn Sie sich überzeugt haben, daß etwas nur von meinen Worten wahr gewesen, so werden wir den weggeworfenen Faden wieder aufnehmen können. Ich empfehle mich. . . .

Béla grüßte stumm, und ließ ihn gehen.

Dann eilte er in das nunmehr offene Familienparadies, wo so glückliche, so liebende Herzen

seiner harrten; Mutter, Gattin und Kind!

— — — — — — — — — — —

Fertöy aber schrieb an diesem Tage jenen gewißen Brief, den Bársing zu dem bewußten Zwecke benützte.

Politische Moden.

Die politischen Moden, gleichen auf ein Haar anderen Moden. So lange sie noch neu sind, so lange sie noch glänzen, trägt, bewundert sie die ganze Welt; wenn sie aber abzunützen beginnen, wandern sie auf den Tandlmarkt. Einige verspätete Menschen tragen sie noch, diese werden dann angestaunt, doch auch diese legen sie dann ab, wenn sie sehen, daß sie allein geblieben.

Ich habe schon Exzellenzherrn mit Kalabreserhüten und ungeheuren Federn gesehen, wie man sie nicht schöner wünschen konnte, und sah Vollblut-Flamingos, die gar keinen Hut auf dem Kopfe hatten.

Natürlich werden sich Wenige mehr daran erinnern, weßhalb man zu einer Zeit Diejenigen, welche rothe Federu trugen. Flamingos nannte.

Nun, das ist vorüber. Es kam etwas Anderes. Mode bleibt Mode. Einmal ist es Mode daß die

Patriotinen Charpie zupfen, ein anderes Mal wieder, daß sie aus einer Tanzunterhaltung in die andere stürmen. Heute trägt man die Porträts großer Helden oder Redner in den Knöpfen, Armbändern und an den Stockgriffen. Morgen kommt eine Tänzerin, Sängerin oder Kunstreiterin an die Reihe. Es giebt sensible Naturen, die im ersten Falle mit schmeichelnden Diatriben den begeisterten Publicum an den Leib gehen, im zweiten aber dasselbe mit beißenden Satyren geißeln; der nüchterne Philosoph nimmt die Dinge, wie sie sind. Mode ist eben Mode; sie nützt sich ab, es folgt eine andere, vielleicht noch komischere, ist aber jedenfalls neu.

Nicht nur der Rock, die Chalup, die Krinoline unterligen der Mode, sondern auch wir sterbliche Menschen.

Heute donnern uns begeisterte „Eljens" zu; nach einem Jahre fragt man: „Lebst du denn noch immer?" Heute schlägt man Einem die Fenster ein; nach einem Jahre klopfen dieselben Leute ganz unterthänig an seine Thüre.

Ich glaube in keine poetische Extrawaganz verfalleu zu sein, denn ich sagte nicht heute und morgen; ich ließ ein ganzes Jahr zu, was eine ziemlich hübsche Zeit ist.

Es gibt aber Menschen sehr glücklicher Natur, die sich stets in der Mode zu erhalten wissen, und

das ist ein großer Vortheil des Menschen über die Kleider.

Es gibt nüchterne, weise denkende Männer, die nicht auf den Trödlermarkt kommen.

Herr Bársing z. B. war seiner Zeit ein so guter Flamingo, wie es nur einen gab; er nahm die Trikoloren, Kokarden zu dutzenden von den Patriotinen, schrieb Schlachtenlieder, von denen man in unsern friedlichen Tagen schier das Fieber bekommen möchte, um anderer größerer Dinge gar nicht Erwähnung zu thun. Wer würde ihm aber deßhalb Vorwürfe machen? Es war damals so die Mode.

Jetzt ist er ein vollkommener Doktor der Rechte, hat eine ausgedehnte Bekanntschaft und ein ganzes Heer von Klienten; daß er diese meistens im Thorgange des Wechselgerichtes angeworben, wollen wir nur nebenbei erwähnen.

Dabei ist er ein ausgezeichneter und hervorragender Mann; auf der Gasse spricht er stets laut, ruft von zehn Leuten, denen er auf der Gasse begegnet, neun beim Namen und Titel an; mit sechsen wechselt er einen Händedruck, vieren winkt er blos mit der Hand, ohne den Hut zu lüften. Im Theater führt er den Ton, kommandirt die Clacque, läßt nach Belieben die Schauspieler hervorrufen, und wenn man gegen seinen Willen applaudirt, blickt er

mit zornig zusammengezogenen Augenbraunen auf die unwissenden Provinzler, die sich dann beschämt zurückziehen.

Bärsing dutzt alle neugebackenen Zelebritäten; er ist bei allen ämtlichen Sommitäten zu Hause und pflegt bei ihnen zu tafeln.

Seine Jugendfreunde pflegt er mit wahrer Protektormine zu empfangen. Die Dichter aus dem Café Pilwax grüßt er mit den Worten „Servus." Es ist ihm nur zu gut bekannt, daß es viele Leute gibt, denen er unausstehlich ist. Begegnet er solchen auf der Gasse, so drückt er ihnen, bevor sie es gewahren konnten, freundschaftlich die Hände, und erkundigt sich nach ihrem werthen Befinden. Und es gibt keinen Menschen, der den Muth hätte zu sagen; „Was geht Sie mein Befinden an?" Im Gegentheil findet das lärmende Individuum immer eine Begleitung, einen Haufen junger Leute, die im Bewußtsein ihrer Jugend darin Beruhignng finden, daß sie noch Zeit haben: Charakter zu entwickeln; stets bereite Zechbrüder, die nur darauf sehen, ob einer ein fideler Kumpan sei; der öffentliche Charakter ist Nebensache; jung gealterte, verschrumpfte Genies, die Träume ihrer Jugend als Verirrungen anerkennen, zu kaltblütigen Kosmopoliten geworden, und schließlich ein Haufe erbärmlicher Menschen, die nicht gewohnt sind mit dem eigenen Kopfe zu denken, sondern

der Mode huldigen, wie man sie eben fertig im Kaufladen bekommt.

Es gibt natürlich auch Leute, welche der Gassenmode nicht huldigen, die bei dem geblieben sind, was sie einmal für schön und gut hielten, nur daß diese sich in ihre Nester zurückzogen, zu Hause sitzen, in der Wahl ihrer Freunde sehr vorsichtig sind, und wenig Lebenszeichen von sich geben.

Freilich nent man diese Menschen die Eulen.

Diese wollen es nicht einsehen, daß sich die Welt ändert, weil sie sich eben ändern muß; daß es keine Apostasie ist, wenn man ein neues Kleid anzieht, sondern ein bloßes Umschlagen der Meinung in's Bessere, so daß man dasjenige, was gestern für klug galt, heute als Narrheit betrachtet, und was gestern unmöglich schien, man heute für ganz möglich hält.

Zu diesen Eulen zählt auch Béla Lávay. In seiner Eigenschaft als Adwokat, ging er seinen Dienstlichen verrichtungen nach, verkehrt mit Allen, mit denen er Vermöge seines Berufes verkehren mußte, er sprach aber nur so viel, als unumgänglich nothwendig war, und begann erst dann wirklich zu leben, wenn er in seinem engen Familienkreis, welchen seine Mutter, Gattin und Kind bildete, und zu welchem sich manchmal Melchior gesellte, heimkehren konnte.

Hier war ein Jeder wieder der alte Mensch.

Die gute alte Frau war unerschöpflich in der Erzählung der Trübsale der verflossenen Jahre.

Sie trug noch immer jene braune Jacke, in welche Raketenfunken zwei Löcher gebrannt hattten.

Dann suchte Sie Béla zum Erzählen zu bewegen, wo er herumgeirrt, was er ausgestanden, welchen Gefahren er während seiner Flucht ausgesetzt gewesen?

Béla sprach ungerne davon; er hätte es auch nie vorgebracht, wie er zu seiner scheintodten Gattin zurückgekehrt, wenn Melchior nicht das Geheimniß der Narbe auf der Stirne Judith's verrathen hätte, da erst begann es der alten Frau klar zu werden, worauf der mürrische Veteran hingezielt, welcher Judith in den Kleidern ihres Mannes erkannt hatte.

— Hast du viel Hunger, Kälte, Müdigkeit erdulden müssen? frug sie ihren Sohn.

Béla hatte zu viel Zartgefühl, um die Frauen mit der Beschreibung seiner Leiden zu betrüben.

— Hatte keine Gefahren zu bestehen. War Gärtner bei einer Herrschaft, wo es mir gut ging. Als ich mein Wissen verwerthen konnte, gab mir die Gärtnerei, welche ich von meinem guten Vater zur Unterhaltung gelernt, Brot und Obdach.

Damit wandte er sich an sein Söhnlein in der Wiege und flüsterte dem Schlummerden Worte bitterer Zärtlichkeit zu.

— Ja, ja mein Herzenskind, wenn du einmal groß wirst, will ich dich zum Handwerker erziehen; fürchte nichts, sollst kein Gelehrter werden, wie dein Vater, noch zum Theater gehen, wie deine Mutter, sondern mit den Händen arbeiten und glücklich dabei sein.

Judith, welche an der Wiege ihres Kindes saß und an einem Theaterkostüme nähte, blickte ihren Gatten mit den großen dunklen Augen an.

— Wenn auch wir zusammen brechen, wer soll dann stehen bleiben? Eben deshalb, weil die Wissenschaft ein Leiden, weil die Kunst das Elend ist; eben deßhalb, weil du und ich beides durchgefühlt haben, steht es uns an, zu sagen: harre aus, bleibe treu, dulde, kämpfe für jene Idee, für welche dein Vater und deine Mutter gekämpft, gelitten; setze fort, was diese nicht beenden konnten, werde ein Künstler, ein Dichter, ein Gelehrter.

Béla erhob sich und küßte die Stirne seiner Gattin.

— Weib wie groß ist dein Glaube.

— Wäre ich nur ein Mann.

— Es ist war, du wärest ein besserer Mann als ich, aber nie gehörtest du dieser Welt an. Du

wärest für einen Mann ebendas, was einst Pußtafi gewesen. Könnte er wenn er noch lebte, heute und zwischen diesen Menschen auf der Erde wandeln? Am ersten Tage würde er Jemanden tödten, oder Jemand ihn.

— Hier ist von keinem Menschenmorde die Rede, sondern davon, daß „der Mann ein Mann sein soll,“ man kann es euch nicht genug in die Ohren schreien: Ihr seid schlechter, als die Frauen; jeder Schmeichler findet bei euch Gehör.

— Unser Beruf zwingt uns, mit der Welt in Berührung zu kommen.

— Aber nicht mit aller Welt Freundschaft zu schließen.

— Thue ich das?

— Freilich thust du es. Wenn ich mit dir an deinem Arme durch die Straßen gehe, muß ich dich nicht alle Augenblicke ermahnen, den Gruß dieses oder jenes Menschen nicht zu erwiedern. Ich grüße Niemanden, den ich verabscheue.

— Ich grüße auch nur aus Artigkeit. Das Hutlüften verpflichtet mich zu nichts.

— Ja wohl verpflichtet es. — Heute erwiderst du den Gruß, morgen redet er dich an, übermorgen macht er dir einen Besuch und du empfängst ihn; findest, daß er ein sehr angenehmer Mann sei, und eines schönen Tages bist du sein Freund.

Was diese Frau sagte, war die erschöpfendste Kritik der politischen Mode. Wir sind aber zu schwache, gute Leute. Wir schlagen uns gerne und bereitwillig, wir setzen aber die Gehässigkeiten nach dem Kampfe nicht fort. Bei nns gibt es keine „weiße und rothe Rosen;“ keine Guelfen und Ghibellinen, die von Generationen zu Generationen den Kampf ihrer Väter fortsetzen; es gibt bei uns keine „Pecsovics“ und „Kubinßky's“ mehr, wir lieben einander so inniglich, daß wir selbst jenem Kritikus zürnen, der einen kümmerlichen Reimschmied herabreißt; ist er doch auch Blut von unserm Blute; auch sein Schmerz stört uns das Bewußtsein, daß wir sehr gute Menschen seien. Und wer weiß es, ob das nicht unsere Tugend ist. . . .

Béla biß sich in die Lippen und schmollte mit seiner Frau wegen ihrer Worte.

— Jetzt zürnest du? sagte Judith, ihren Kopf sanft auf Béla'sSchulter lehnend.

— O nein — erwiderte Béla in bitterem Tone, du kennst mich zu gut, als daß du glauben könntest, ich sei der Mensch, der sehr leicht Freundschaften schließt.

— Das sage ich nicht; aber daß du leicht vergibst.

— Hättest noch dazu setzen sollen; am fünften Tage besuchst Du ihn, am sechsten trägst Du seine Mode. Von mir ist es ja zu erwarten.

Die alte Frau wollte die sich aufsteigende Wolke welche den reinen Himmel des Glückes ihrer Kinder zu trieben drohte, verscheuchen, und fiel in das Gespräch ein, indem sie natürlich ihrem Sohn Recht gab.

— Béla ist kein schwankender Charakter. So kenne ich ihn von seiner Kindheit an, bin ich doch seine Mutter. Ach er war so ein ruhiges Kindlein, wie dieses in der Wiege da, und als Mann ebenso sanft, wie sein Vater. Wenn er auch nicht grob und zänkisch gewesen, so war er doch stets Mann am Platz. Auch sein seliger Vater hatte einen Feind, wie Bársing; auch mir mißfiel es ebenso, wie dir Judith, wenn ich sah, daß er den Gruß seines Feindes erwiderte; doch meinte er, das Schicksal werde ihm schon Genugthuung geben, wozu sollte er sich selbst nehmen? Und er hatte Recht.

— O liebe Mutter! fiel Judith mit von Erregtheit gerötheten Wangen ein, wenn dieser Mensch „nur“ Béla's Feind wäre, und man das zu vergessen hätte; wenn es keine andere trennende Kluft zwischen Beiden gäbe, würde ich nicht darnach fragen, ob er mit ihm abgerechnet, ob er die Schuld beglichen. Bedenken Sie aber, daß dieser Mensch die Namen Derjenigen in den Koth herabzog, die alles gethan und alles verloren hatten und die er jetzt, da er obenauf schwimmt, als schwärmerische Narren

verlacht. Damals waren Leute seines Schlages die ruhmreichen Helden des Tages, und Männer, wie Béla, die Landesverräther; jetzt ist er der Kluge und Béla der Narr. Und das ist die unermeßliche Kluft zwischen uns! . . .

Diese Worte Judith's brachten auch die alte Frau in Erregung.

— Habe ich je geglaubt, daß Béla mit diesem Menschen noch ein Wort wechseln könne. Mit jedem Anderen eher, mit diesem nie.

— Und doch werde ich noch viele Worte mit ihm zu wechseln haben, fiel Béla ein, sich von seinem Sitze erhebend.

Die beiden Frauen staunten ihn an.

— Das werdet Ihr lange Zeit nicht verstehen, einst aber soll es Euch klar werden; bis dahin will ich die Last Eurer Verachtung geduldig tragen. Möget Ihr bis dahin glauben, ich sei Advokat, der keine Empfindeleien kennt.

Da trat das Dienstbote ins Zimmer und meldete, es warte ein Herr draußen, der seine Karte schickte.

Béla besah die Karte, und legte sie auf den Tisch seiner Gattin. Judith warf einen Seiten Blick auf das Billet, worauf der Name Bársing stand, und heftete dann einen anderen Blick auf ihren

Gatten. Béla fand es für angezeigt, die Karte vom Tische zu nehmen und in die Tasche zu schieben.

— Ich komme gleich; führe den Herrn einstweilen in mein Arbeitzimmer.

Damit folgte er dem Dienstboten, ohne weder seine Gattin, noch seine Mutter anzusehen.

Seit diesem Momente herrschte im Kreise der Familie eine peinliche Gespanntheit, gleich wie im Sommer, wenn die Luft mit Dünsten geschwängert ist und der Himmel sich nicht umwölken und auch nicht ausheitern kann. Man schmachtet völlig nach einem kleinen Gewitter.

Denn im Leben ist es einmal so, daß die Liebe der besten Frauen auch die beste Pantoffelherrschaft ist.

Wenn die Frau für dich alles geopfert hat, ihren weltlichen Glanz, ihr Vermögen, ihre Bequemlichkeit, ihren Rang — kannst du es ja vergessen, daß du ihr Schuldner bist? — Als du verfolgt im Lande herumirrtest, suchte sie deine Spuren durch die Gefahren und Gräulen des Krieges; könntest du sie jetzt verlassen um lustiger Zechbrüder willen? Die Frau hatte die Rolle des Mannes übernommen, hatte wunderbarer Weise das Steuer deines Schicksalsschiffes ergriffen, um es vor Schiffbruch zu retten; könntest du jetzt diese Hand los lassen? Die Frau wachte ihre Nächte durch an deinem verborgenen Krankenlager, könntest du jetzt ihren Schlaf stö-

ren durch ein lärmendes Thürzuschlagen, wenn du von nächtlicher Schwelgerei heimkehrst? — Die Frau hat sich von der Welt abgesperrt, als sie auch für Dich gesperrt war; jetzt als für Dich die Welt offen, könntest du sie für die ganze Welt verlassen? . . . Vermag ein ganzes lachendes Paradis den trauernden Blick in ihrem Auge dir ersetzen?

O, eine liebende, eine leidende Frau ist eine große Macht auf Erden.

Béla hatte sich in ein an das Wunderbare grenzendes Unternehmen gestürzt, als er es wagte, dieser Großmacht Trotz zu bieten.

Niemand wird es bemerken, daß dies Judith Wehe thut; es gibt falsche Töne, welche nur ein an die Musik gewöhntes Ohr wahrzunehmen vermag. Béla kannte diese Töne.

Wer weiß es, was noch das Ende dieses Liedes sein wird? . . .

Als Béla in sei Arbeitszimmer trat, saß Herr Bársing bereits auf dem Divan, gleich einen Türken, mit unterschlagenen Füßen . . . Wenigstens hatte er Béla die Mühe erspart, ihm einen Sitz anzubieten.

Béla beeilte sich das erste Wort zu haben.

— Womit kann ich dienen mein Herr?

Das Wort Herr betonte er besonders um dem vorzubeugen, daß er von seinem Besuche mit „Du" angeredet werde.

— Ach! guten Tag, Béla — mein Herr, wollte ich sagen: ergebenster Diener! Wir haben uns zwar einst gebuzt, doch wenn es Ihnen, mein Herr, so besser gefällt, will ich nicht zudringlich sein und mich auf alte Beziehungen berufen. Werfen wir einen Schleier auf die Vergangegheit,

— Womit kann ich dienen?

— Es ist mir übrigens auch lieber, wenn wir alle Sentimentalität bei Seite setzen — sagte Bársing auf die zweite trockene Interpelative — umsomehr, als die Angelegenheit, in der ich Sie sprechen wollte, rein geschäftlicher Natur ist. Ein Anderer, ein Charlatan, würde zwar behaupten, daß es eine Art freundschaftlichen Dienstes sei; doch will ich die Sache verschönern, indem ich ein verteufelt aufrichtiger Bursche bin und die Schauspiele nicht liebe;... bin kein Poet, ha ha ha! .... bin kein Bühnendichter.

Béla erinnerte sich hiebei jener schlechten Drämen, mit welchen dieser würdige Mann einst deu Dichter Pußtafy gemartert hatte. Doch lag es nicht in Béla's Natur, ihm dieses vorzuhalten.

— Gehen wir an die Sache, mein Herr, sowohl ihre als meine Zeit ist kostbar.

— Sie haben Recht, — sagte Bársing, seine große Schweizeruhr aus der Westentasche ziehend,

und nachdem er das zifferblatt aufmerksam betrachtet, hielt er die Uhr an das Ohr und ließ sie schlagen, ob das Werk mit den Zeiger stimme . . . — Um elf Uhr muß ich zu Sr. Gnaden dem Vorstand gehen . . . . Also . . . . erlauben Sie mir indeß eine Zigarre anzuzünden?

— Nein; meine Frau duldet den Tabackrauch nicht.

— Ah — die gnädige Frau gebietet also auch in ihrem Arbeitszimmer?

— Ja wohl. — Sagen Sie mein Herr schnell, was Sie wünschen?

— Ich will Sie bezüglich jenes Testamentes sprechen.

— Ich bin bereits von Allem unterrichtet. Fertöy war hier und hat mir berichtet, daß das Testament vorhanden, aber nicht in seinen Händen sei. Derjenige welcher es besitzt, will es nur gegen die Hälfte des Substratumes herausgeben. . . .

Zu jedem dieser kurzen Sätze nickte Bársing mit dem Kopfe, als billige er Alles, was gesagt wurde.

— Ja, so ist's. Weiß Alles recht gut. Fertöy hatte klug berechnet, daß zwei Drittel mehr als die Hälfte seien, und machte ihnen seinen Vorschlag, bevor er mit dem Andern unterhandelte. . . . . Es ist ihm jedoch nicht gelungen. Um so besser. Nun schickt

mich jener Andere zu Ihnen; . . . Sie wissen, jener Andere, der auf gewissen Irrwegen in den Besitz des Testamentes gelangte, und macht Ihnen durch mich dasselbe Anerbieten, welches Ihnen Fertöy gemacht.

— Welches Anerbieten?

— Nun — „Gleich getheilt, weckt nicht Neid," sagt ein altes Sprichwort. — Die Hälfte für die Hälfte. . . .

— Ich verstehe Sie nicht.

— Die Sache ist doch so klar. Während Fertöy zögert, das Testament, nach welchem Sie in den Besitz des Nachlasses Ihres Schwiegervaters gelangen könnten, gegen die Hälfte des Erbtheils von einem Anderen zu übernehmen, könnten Sie für denselben Preis in den Besitz des Documentes gelangen.

— Sind Sie etwa der Meinung, daß ich das Document, wenn es mir das Ungefähr in die Hände spielen sollte, vernichten oder verbergen würde?

Bársing wurde sichtlich verwirrt. Er war auf diese Frage nicht gefaßt. Er hatte es, seiner Ansicht nach, mit einen närrischen Menschen zu thun, der im Stande wäre, aus eitlem Ehrgefühl ein Document, welches gegen ihn selbst zeigt, den Händen des Richters zu überliefern, anstatt es zu unterschlagen.

— Das . . . stammelte er verlegen, könnte vielleicht ein Anderer thun; jener Gewisse, bei welchem es sich jetzt befindet, könnte es schon in solchem Zustande in die Hände gelangen lassen, daß es nicht mehr gelesen werden könnte.

— Und Sie glauben, daß ich einen so nichtswürdigen Schuft abgeben, daß ich mich zum Kumpan einer so sträflichen Handlung hergeben könnte.

Bársing hatte eine so glückliche Gesichtsfarbe, daß er nicht höher erröthen konnte, als er eben schon von Haus aus roth war; denn das Ganze war ja nichts Anderes, als Jemanden ins Gesicht einen Schuft heißen.

— Aber geehrter Herr Sie fassen die Frage noch immer von sehr dichterischem Standpunkte auf; nehmen wir sie als Advokat. Der Prozeß ist in jenes Stadium gelangt, wo, wenn das fragliche Testament nicht zum Vorschein gelangt, das ganze Vermögen Ihrer Gattin zufällt. . . . . Ein schönes Vermögen, wahrlich. Lohnt schon der Mühe, dafür einen Prozeß zu führen. Die gnädige Frau hätte es nicht nöthig, Komedie zu spielen auf diesem elenden Theater.

— Was für ein elendes Theater? . . .

— Na, na, ereifern Sie sich nicht; ich wollte armes Theater sagen; die Gardinen sind in der That zerrtssen, hängen in Fetzen herab. Es ist ein

saueres Brot, Sie müssen es am Besten wissen. Hätte ich eine Frau, nicht um die ganze Welt würde ich ihr's erlauben, Schauspielerin zu sein.

— Ich bitte Sie, sprechen wir nicht davon.

— Ich brachte es ja nur vor, um Sie aufmerksam zu machen, um wie viel Sie und Ihre werthe Gattin vom Einkommen ihres Gutes leben könnten. Kommt aber das Testament an's Tageslicht, dann hat das alles ein Ende; Fertöy wird Universalerbe; — ihre Frau hat nichts als das väterliche Haus in Komorn, welches zu Asche verbrannt und dessen Ruinen der Regen verwäscht.

— Das Ende des Liedes ist demnach, ich soll behilflich sein, das Testament zu vernichten, nicht wahr?

— Nein das Ende ist nicht das, sprechen wir als Advokaten, als vernünftige Menschen. Sie und Ihre Gattin stellen mir eine Obligation darüber aus, daß Sie mir, im Falle, daß der Prozeß zu Ihren Gunsten entschieden wird, die Hälfte des Erbtheils für die durch mich vertretene Partei überlassen; vom Uebrigen wissen Sie nichts . . . dann soll das Testament bis züm Termine nicht zum Vorschein kommen, später aber um so weniger. Sie wissen von demselben garnichts; Sie haben keinen Antheil an dem, was damit geschehen ist; Ihr Ruf bleibt unbefleckt vor Gott und den Menschen.

— Nur vor mir und vor Ihnen, nicht war?

— Das ist abermals poetische Schwärmerei! Sprechen wir mein Herr wie es Advokaten geziemt.

— Gut denn, so will auch ich Ihnen eine Bemerkung in diesen Sinne machen. Ich glaube nicht, daß dieses Testament existirt.

Bársing schlug sich lachend auf die Knie, Seine langen Zähne schimmerten ihm vor lauter Lustigkeit zwischen den dicken Lippen durch.

— Na, das habe ich von Ihnen erwartet, und habe mich in ihrem Scharfsinn nicht getäuscht; ich weiß es recht gut, daß Sie sagen werden: „Lieber Bársing, das Lied, das Ihr, Du nämlich und Fertöy, mir da abwechselnd von dem auf mystische Weise aufgefundenen Documente in die Ohren singt, ist eitel Geplärre; hättet Ihr's, würdet Ihr mir gewiß nie in die Nähe kommen. Ihr seid aber einverstanden mit einander, um mir Sand in die Augen zu streuen," — das wußte ich im voraus, und habe mich mit den gehörigen Beweisen versehen, da ich mir keinen schlechten Scherz mit Ihnen erlauben wollte. So viel Achtung sind Sie selbst schuldig, daß Sie von Niemanden voraussetzen, er könnte auf Ihre Schwachköpfikeit rechnen. Das Testament ist in meinem Besitz. Jener gewiße Jemand, hat es mir anvertraut, und mich ermächtigt, es Ihnen zu zeigen.

Hiemit langte er das Document aus seiner Tasche, und überreichte es Béla. Und um sein Vertrauen Béla gegenüber zu beweisen, ließ er das Dokument in Béla's Händen, stand von seinem Sitze auf und spazirte auf das Fenster zu. Nur warf er trotz seines unumschränkten Vertrauens hastige Blicke in den gegenüberliegenden Spiegel, vielleicht nur um die Wirkung zu beobachten, welche das Document auf Béla machte.

Lávay hatte mit droßer Gleichgiltigkeit das Testament durchflogen, die Siegel und Unterschriften geprüft, und machte dabei gar keine Bemerkung.

Plötzlich bemerkte aber Bársing, daß Béla das entfaltene Document gegen das Licht halte.

— Si'st keine Radirung darin! beeilte sich Bársing im halbscherzenden Tone zu bemerken.

— Es ist wahrlich nichts daran radirt; — sagte Béla, das Papier zusammefaltend.

Er hatte aber nicht nach einer Radirung gespäht, sondern betrachtete das Wasserzeichen der Fabrick auf dem Papier.

— Nun, was solten wir jetzt? frug Bársing mit siegreichen Lächeln.

— Thun Sie, was in gleichen Fällen ehrliche Menschen thun würden.

— Das ist eine merkwürdige Weisung, ich verstehe von alldem nichts.

— Ich hoffe, daß Sie sich erklären können, was in gleichen Fällen ein ehrlicher Mensch thut?

Bársing zuckte mit der Achsel.

— Die Ehrlichkeit ist ein sehr relativer Begriff.

— Geben wir also der Sache eine andere Wendung. Thun Sie das, was in gleichen Fällen ein geschickter Sensal thun würde. Verkaufen Sie das Document an den Meistbietenden.

— Fertöy versprach mir ein Drittel, und Sie?

— Ich verspreche Ihnen Nichts. . . .

Bársing begann es zu schwindeln ob dieser unerwarteten Antwort. Béla warf das Document mit solch verächtlicher Mine auf den Tisch, als hätte er eine Spinne oder eine Raupe, welche ihm zufällig auf die Hand gefallen, und vor der es ihm ekelt, von sich geschleudert.

Bársing begriff es, daß hier kein Geschäft zu machen sei.

— Ist das Ihr Ultimatum?

— Ich habe mich ausgesprochen.

— Ich noch nicht, denn ich werde appelliren.

— An wem?

— An das kompetenteste Forum; an Ihren Klienten.

— An meine Frau? Ich bitte Sie thuen sie es.

— Belieben nicht zu lächeln. Auch ich begriff es mit meinem kurzen Verstande im voraus, daß, wenn ich mich behufs persönlicher Besprechung bei der gnädigen Frau anmelden lasse, sie mir heraussagen läßt, sie habe Kopfschmerzen, oder daß sie eben ihre Rolle studire; schreibe ich ihr einen Brief, so sendet sie mir ihn, sobald sie an der Adresse meine Schrift erkannt, unerbrochen zurück; — deßhalb seien Sie aber überzeugt, mein Herr, daß der kluge Jäger mehr als jene Patrone mitnimmt, mit welcher er den Lauf seines Gewehres geladen.

— Nun so wünsche ich Ihnen viel Glück auf die Jagd, sagte Béla und wandte seinem Gast den Rücken.

Bársing schob das Dokument in seine Rocktasche und entfernte sich.

Béla klatschte mit den Händen, und seine Augen funkelten vor Freude, als hätte er einen großen Erfolg errungen, dann kleidete er sich an um auszugehen.

So oft er sich vom Hause entfernte, pflegte er es stets seiner Gattin mitzutheilen, wohin er ging, und wann er nach Hause komme. Ich weiß es nicht, wer dieses Recht den Frauen verliehen; so viel ist gewiß, daß sie dieses Recht ausüben.

Als er in das Zimmer Judith's trat, fand er Melchior dort, der kleine Dockter nützte sehr oft die Gelegenheit, welche sich ihm als Hausarzt bot, um seine alten Freunde zu besuchen.

Da pflegte er diese mit seinem statistischen und chemischen Wissenschaften zu unterhalten, welchen Vorträgen Niemand mit so großer Pietät zugehört hatte, als die alte Frau, die es sich sehr zu Herzen nehmen konnte, wenn Melchior erzählte, wie viel Perzent Huudeknochen in den raffinirten Zucker enthalten seien, und daß die gestärkten Unterröcke das Brot von Millionen Menschen jährlich verzehren.

— Eben war ich im Begriff dich zu besuchen, sagte Béla, als er seinen Freund sah, welcher die Frauen zu überzeugen suchte, daß die Teppiche im Zimmer Lungentuberkeln erzeugen.

— Gehen wir also, sagte Melchior, sich von seinem Sitze erhebend.

— Können Sie ihre Angelegenheiten nicht hier ordnen? fragte Judith, während sie Melchior nöthigte, sich abermals zu setzen.

— Gewiß können wir dies, antwortete Béla, seinen Hut ablegend, das Ganze besteht in einem Worte. Dieses Wort ist der Name eines Städtchens, welchen wir längst suchten.

— Ich habe ihn gefunden. Der Name ist „Neuburg.“

Melchior sah eine Weile nach dem Plafon als wären dort alle jenen Namen, Ziffern und Kombinationen geschrieben, die er in dem ungeheuern Wörterbuch seiner Erinnerungen angesammelt hatte; dann schnellte er von seinem Sitze auf, als hätten ihn geheime Federn iu die Luft geschleudert, und seines hinkenden Fußes vergessend, tanzte er an seinen Freund heran, drückte dessen Hände und rief freudig auflachend:

— Das geht ja prächtig. Wenn es „Neuburg“ heißt, dann brauchen wir uns ja nicht von der Stelle zn rühren; das ist (diese Worte sprach er flüsternd) das Jahr 1859.

— Prächtig, sagte darauf Béla, und lächelte ganz vergnügt. — Was bedeutet Neuburg und 1859? fragte die alte Frau mit unüberwindlicher Neugierde.

— Das bedeutet den glänzendsten Sieg! rief Melchior, und war schon im Begriffe, alles zu erzählen, oder wenigstens ahnen zu lassen, von was die Rede sei, doch zupfte ihn Béla an den Rockschößen, um ihn zur nüchternen Vernunft zu bringen.

— Gilt eine Wette, erwiederte Béla mit vollkommeuer Verflellung; es gilt eine Wette gegen Mehrere, welche wir gewinnen.

— Nun und was habt Ihr gewonnen? frug die alte Frau, welche alles glaubte, war ihr Sohn sprach, und nur wissen wollte; wie hoch die Wette gehe, in welche er sich eingelassen, und ob er nicht viel auf's Spiel gesetzt.

— O, sehr viel, antwortete Béla, seinerzeit wollen wir schon den Wettschmaus halten. Bis dahin ersuche ich dich — Freund Melchior, kein Wort darüber zu sprechen.

— Ich werde schweigen wie ein Arzt.

— — — — — — — — — —

Nach einigen Tagen, als die Familie gerade bei Tische saß, kam der Briefträger mit seinen Briefen. Das kleine Männchen stand bereits seit geraumer Zeit im Dienste des Publikums; er kannte nicht nur die Einwohner, denen er die Briefe brachte, sondern auch die Handschriften Derjenigen, welche diesen zu schreiben pflegten. Wenn er nun einen längst erwarteten Brief in seiner Tasche hatte, sprang er je drei und drei Stufen hinauf, mit einer Eile, daß ihm schier der Athem ausging. Der übermäßige Eifer verursachte auch seinen frühen Tod.

— Gehorsamer Diener, wünsche besten Appetit; ein graußliches Wetter da draußen. Hier sind Briefe für den gnädigen Herrn; für den einen sind

13 Kreuzer zu zahlen. Wie der Regen strömt, und der Wind noch dazu! Auch für die gnädige Frau habe ich einen Brief, habe ihn separat gelegt. Und noch dazu ein lieber Brief, kommt vou Komorn, vom lieben Herrn Papa.

— Von meinem Vater? frug Judith erstaunt.

— O ich kenne sehr gut die Handschrift des gnädigen Herrn, habe viel Briefe von ihm an die Addresse Ihres Herrn Gatten gebracht als er noch Jurat gewesen. Da fragte mich der gnädige Herr immer, wenn er mich sah: Ist kein Brief von Herrn Hargitay aus Komorn da? Ob ich diese Schrift kenne!

Der bescheidene Briefträger wußte es freilich nicht, daß derjenige, dessen Brief man einst so sehnsüchtig erwartet, schon längst seine Kinder verflucht hatte und gestorben sei. . . .

Hastig übergab er die Briefe, mit dem Bedeuten, daß er die 13 Kreuzer ein andermal abholen werde, da diese ihm einzuhändigen der verblüffte Dienstbote vergessen hatte, und lief um ein Haus weiter. Die Addresse jenes Briefes war die förmliche Handschrift des verewigten Hargitay. Es waren dieselben an einander rennenden Buchstaben, mit den oppositionellen Hörnern, den liberal auslaufenden Haarstrichen und den eigenthümlichen An-

fangsbuchstaben, die sich mit protestantischer Härte in den Nacken werfen, so wie mit jenen dicken Erdstrichen, welcher stets das Leben einer Schreibfeder kostete.

Wer nur einmal die Handschrift Hargitay's gesehen, konnte sie allsogleich erkennen.

Judith starrte mit stieren Augen und blassem Gesichte die Schrift an; selbst Béla war verblüfft. Die Täuschung war vollkommen.

— Oeffne den Brief, nnd lies ihn, eiferte Béla seine Frau an.

Judith erbrach das Kouvert, drinnen fand sie, mit derselben glänzenden Tinte, womit ihr Vater zu schreiben pflegte, einen Brief folgenden Inhaltes: „Judith von Hargitay wurde von dem Schicksalsschlag getroffen, daß sie ihr Vater wegen Béla Lávay verfluchte und enterbte. Doch langt die unsichtbare Hand der Väter auch aus dem Grabe hervor, um seine Kinder zu schützen oder zu züchtigen. Diese unsichtbare Hand hatte den Beweis des väterlichen Zornes, das Testament verschwinden gemacht; doch die Herzen der Kinder wurden weder durch das Leben, noch durch den Fluch erweicht, sie blieben hart und stolz. Diese unsichtbare Hand hatte das Testament, das Zeugniß väterlichen Fluches, abermals an das Tageslicht gebracht. Ein alter Familienfreund hatte es dem Gatten

vorgewiesen und ihm bedeutet, daß nur die Hälfte des Fluches gesühnt sei, die andere Hälfte schwebe noch über ihren Häuptern und werde mit ganzer Kraft auf sie herabbrausen, wenn ihre Herzen in der Hartnäckigkeit verharren. Der Gatte wieß die versöhnliche Hand stolz zurück, und rief sein Schicksal in die Schranken. Die Gattin möge bedenken, daß es sich hier um ihr und ihres Kindes Schicksal handelt. Es steht noch in ihrer Macht zu verhindern, daß der Zornesfluth ihres Vaters sich nicht über alle Häupter seiner Lieben ergieße. Dieß möge sie bedenken und beschließen!

Das Gesicht Judith's blieb todtenbleich; an einen jeden Buchstaben erkannte Sie die Handschrift ihres Vaters und doch war dessen Grabstein schon längst von Moos und Epheu bedeckt.

Stumm reichte sie den Brief ihrem Manne, als wollte sie ihn bitten, er möge doch dieses Räthsel lösen.

Nachdem Béla den Brief durchgeflogen hatte, fiel sein Blick auf das blasse Gesicht seiner Gattin. Es wäre ihm unmöglich gewesen, zu bemerken, daß der Brief Judith sehr angegriffen hatte.

— Es scheint mir man hat mich denunzirt?

— Aber wer? erwiederte Judith mit melancholischem Blicke.

Bist du vielleicht abergläubisch?

— Nein, doch ist die Schrift so ähnlich. Die Augen Judith's füllten sich mit Thränen.

— Dieser Brief beschuldigt mich, daß ich dein Vermögen aufs Spiel setze. Eine schwere Beschuldigung, daß ich mich mit deinen prozeßführenden Verwandten nicht vergleiche. Du solst es einst erfahren, wer diesen Brief geschrieben. Bis dahin ersuche ich dich, diesen Brief unter deine Reliquien zu bewahren, und nicht zu vernichten, denn du kannst ihn einst sehr nöthig haben.

Béla kannte sehr gut die Lösung des Räthsels, er kannte sehr gut jene Hand, welche fremde Handschriften so treu nachzuahmen im Stande war; doch durfte er hierüber noch nichts verlauten lassen. Er war eben ein Jäger, der gegen ein sehr gefährliches und vorsichtiges Wild auf den Anstand gezogen; er hat seine Spuren entdeckt, und war an den Kadaver gestoßen, welchen dieses verschleppt, und wußte ganz gut, daß das Wild zurückkehren und vor ihm abermals erscheinen werde; deßhalb hielt er in seiner Unbeweglichkeit den Athem zurück, ließ sich von den Mücken martern, jagte sie nicht von seinen Wangen; er blickte nicht auf die Seite, sondern wartete ruhig auf jenen Augenblick, wo das Wild in seine Schußweite gerückt; würde er ihm wahrnehmen, es könnte ihn hinterrücks anfallen.

Deßhalb mußte er selbst vor der eigenen Gattin sein Geheimniß bewahren. Dieses Geheimniß verursachte beiden sehr viel Leiden; doch gebe ich Béla Recht, selbst auf die Gefahr hin, daß mich die Frauen darob verurtheilen werden, ein Geheimniß so lange vor ihr verborgen gehalten zu haben. Das Mittagessen verlief ruhig; kein Wort wurde gewechselt.

Nach dem Mittagtische stand Béla auf und begab sich in sein Arbeitszimmer. In einer halben Stunde folgte ihm seine Gattin, die Blässe war von ihrem Gesichte bereits gewichen.

— Du sagst mir, ich möchte den Brief unter meinen Schriften verwahren, da ich seiner einst benöthigen könnte. Ich benöthige ihn nicht, sondern übergebe ihn dir, wenn du so willst.

— Ist es Dir den gleichgiltig, wer immer es sei, der mich anklagt?

— Hab ich je darnach gefragt? Ist es zum erstenmal?

— Vertraust Du mir?

— Könnt ich sonst leben?

— Glaubst Du es, daß ich noch an den bösen Tag von Komorn denke?

— Und ich gedenke jener „guten Nacht“ im Sarge.

— Ein lebender Mensch kann uns nicht sobald trennen.

— Ein todter um so weniger!

Gatte und Gattin hielten sich umschlungen. Es wardieß ein Paar, das Tag für Tag den Eid wiederholte, welchen es einst vor dem Altar geschworen.

Es grenzt ans Märchenhafte.

(Ende des dritten Bandes.)
